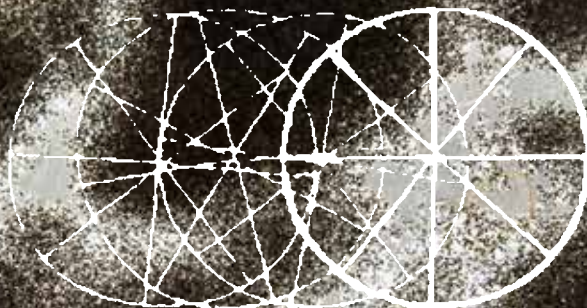


D A S



R A D

TOKYO

Jahrestagung 2013 – Rückblick

Albrecht Gralle – Leopolds Visionen

Gerrit Pithan – Ein Nachtmahr

Liebe RADlerinnen und RADler,

hier ist sie nun, die neue Ausgabe des RAD-Journals, vollgestopft mit Texten von euch RADlerinnen und RADlern. Worum geht es diesmal? Im Rückblick auf unsere Tagung kommen wir natürlich nicht an Äußerungen heimlicher Heimatliebe, heimeliger Hemdliebe und gehemmter Heimtriebe vorbei... (An dieser Stelle will Thomas Gerrit in ein Heim einweisen lassen. Dieser hüllt sich jedoch in einen Anflug von Seriosität und gelobt Besserung.)

Natürlich soll auch der Gegenaspekt der sehnsuchtsvollen Fremde nicht unerwähnt bleiben. Apropos sehnsuchtsvolle Fremde, habe ich schon die Geschichte von dieser faszinierenden Kellnerin in Rom erzählt? Nicht? Soll ich auch nicht? Ich soll was zur Heimat schreiben? Na gut, aber die römische Kellnerin wäre interessanter.

Ein wichtiger Aspekt der Heimat ist die Sprache, die Muttersprache. Karl Kraus war übrigens der Meinung, Deutsche und Österreicher trenne die gemeinsame Sprache. – Das soll ich weglassen? Vielleicht hast du recht, die Schweizer im RAD könnten sich durch das Zitat diskri-

miniert fühlen.

(Thomas rauft sich die Haare und übt sich in feindlicher Übernahme der Tastatur.)

Natürlich gibt es auch wieder etwas Kulturpolitik, Nachrichten aus dem RAD, Kunst, Glaube und Diverses. Wir hoffen, ihr habt Spaß beim Lesen und Stöbern.

Thomas Nowack und Gerrit Pithan



Cover | F: Markus Pletz | 1

Heimat

F: Markus Pletz | 3

Apfelkuchen, W.O. und graues Novemberwetter | T: Albrecht Gralle | F: Peter Laqua | 4

Vom Tauschen und Verwandeln in Südafrika | T+F: Tanja Jeschke | 6

Musikalische Heimatgedanken | T: Krüger, Franke, Rupek | F: Peter Laqua | 12

Heimat beginnt vor der Bürotür | T: Anne Albers-Dahnke | F: Roland Magunia, Stadtveränderer | 14

Suchet der (Heimat)-Stadt Bestes | T+F: Judika Dragässer | 16

Wie entstehen musikalische Präferenzen? | T: Thomas Nowack | B: Karin Selchert | 22

Geschichtenlieder | T: Katharina Philipp, Elisabeth Rex | F: Peter Laqua | 24

Heimatgedanken – mal heimlich, mal fremd | T: Krüger, Schupp, Sieber-Hagenbach, Rupek,

Admiral, Gross, Arndt, Steffensky, Rex, Pithan, Mathee, Franke | F: Peter Laqua | 28

Heimat | T: Klaus Kreischer | F: Klaus Kreischer, Thomas Nowack | 30

Tagungsrückblick: Heimat

Heimkehr, Einkehr | T: Woltiri | F: Peter Laqua | 10

Heimat-Voting der Fachgruppe Design | B: Junge, Pulido, Kräling, Moser | 18

F: Peter Laqua, Markus Pletz | 26

Gedanken nach der Rad Tagung | T: Esther Hanna Bürger | F: Markus Pletz | 32

Auftritt, Charleston, Bühne, Dekoration | T: Interview mit Irmi Baumann | F: Markus Pletz | 34

Fotobox Ein- und Rückblicke | F: Peter Laqua, Markus Pletz | 38

F: Markus Pletz | 48

DAS RAD Magazin

Ein Nachtmahr | T: Gerrit Pithan | B: Justo Pulido | 36

Leopolds Visionen | T: Albrecht Gralle | F: Peter Laqua | 40

Mit Scherben arbeite ich | T+F: Beate Poldermann | 42

Schubert und die Champions League | T: Beate Hartmann | F: Marco Borggreffe | 46

10 Tage Pro Christ hautnah | T: Burkhard Browa | F: Peter Laqua | 50

Taktvoll in der Konzertrotunde | T: Interview mit Christoph Adt | F: Christine Schneider, Peter Laqua | 52

CREDO | T: Stefan Wiesner | F: Thomas Nowack | 56

... wie ein Senfkorn | T+F: Ute Scharrer | 58

Todesengel | T: Sonni Maier | F: Erhard Dauber | 60

Nachrichten

aus der RAD-Familie | 64

MiniRadMesse | T: Angelika Raff | F: Harun Kloppe | 69

Kulturpolitik

Rente sich wer kann | T+F: Michael Buttgerit | 70

Kulturnews | 71

RADschläge

Ausstellungstipps | 76

Literatur- und Filmempfehlungen | 78

Impressum | 78

F: Markus Pletz | 80



von Albrecht Gralle

Apfelkuchen, W.O. und graues Novemberwetter

Das Unwandelbare an Gott ist seine Wandelbarkeit. Ein Paradox, aber anders kann man es kaum in Worte fassen. Wir Menschen neigen zur Sesshaftigkeit, Gott hingegen bricht auf und geht weiter.

U ngefähr nach einem knappen Jahr bekam ich Heimweh. Wir befanden uns 1982 in Westafrika, hatten uns für ein paar Jahre festgelegt, um dort zu wohnen und zu arbeiten. Meine Frau als Augenärztin und ich als Theologe und Lehrer in einem protestantischen College. Die ersten Monate vergingen wie im Flug. Alles war neu: Das feucht heiße Klima, die holprigen Straßen, dunkle Nächte ohne Strom, die Lebensfreude der Leute, die ungebremst war, obwohl es ihnen materiell viel schlechter ging als uns, die laute Musik, die freundlichen Eidechsen in der Wohnung, die ekligen Kakerlaken, saftige Ananas, weiße Sandstrände, lustige Heiden, Chamäleons und die Gesänge im Gottesdienst.

Alles stürzte auf uns ein und nahm unsere Gefühle gefangen.

Aber nach einem Jahr schlichen sich Bilder, Gerüche und Klänge von unserem früheren Leben in meine Gedanken. Das ständig warme Klima, das im Extremfall Schuhe, die ein paar Tage ungenutzt herum standen, schimmeln ließ, die ewigen Reisgerichte mit den scharfen Soßen, die evangelikale Schwarz-Weiß-Theologie, bei der es keine Übergänge gab, all das führte mich allmählich zu einem Gefühl, das ich zuletzt als Kind gekannt hatte, als ich das erste Mal ein paar Tage im Zeltlager fern von zu Hause verbrachte: Heimweh!

Heimweh! Ein merkwürdiges Wort, aber es beschreibt ganz gut diesen ungewohnten Zustand: Es tut in der Seele weh, weil man bestimmte Dinge vermisst, die zu einem gehören und die man bis dahin für selbstverständlich hielt. Die europäischen Jahreszeiten, zum Beispiel, die Verfärbung der Blätter im Herbst, die kühlen Nächte, feuchte Nebelschwaden, verschneite Dächer. Man glaubt es kaum, aber ich sehnte mich förmlich nach einem kalten, schmutzigen, regnerischen Novemberwetter in Deutschland. Sich in einen Mantel zu hüllen, weil es draußen kalt war, das musste herrlich sein. Nicht mehr dieses klare, helle Licht ertragen zu müssen, sondern einen bleigrauen Himmel zu bewundern.

Es gab in Afrika auch keine Äpfel und deswegen auch keinen Apfelkuchen mit Schlagsahne. Für mich eine unvorstellbare Delikatesse!

Und noch etwas fiel mir in meinem kranken Seelenzustand auf: Mir gingen die klaren und wahren Worte mancher Christen auf den Geist und ich lechzte nach differenzierten Worten, kurz: nach deutscher Literatur.

Ich bestellte in einer deutschen Buchhandlung Thomas Mann und Franz Kafka. Kafka war, wie ich fand, gar nicht so dunkel, sondern zeitweilig so grotesk, dass es zum Lachen war. Und deutsche Musik fing an meine Gedanken zu beleben. Wir hatten zwar ein paar Schallplatten mitgenommen, es war vor der Zeit der CDs., aber das W.O., das Weihnachtsoratorium von Bach fehlte.

Klar, die einfachen, afrikanischen Lieder hatten auch ihren Reiz und die alten, englischen Choräle, die die einheimischen Christen hier mit Begeisterung sangen, aber schon allein an den Eingangschor des Weihnachtsoratoriums zu denken, an das „Jauchzet! Frohlocket!“, versetzte meine Seele in ganz andere

Schwingungen. Nach einem Jahr Afrika merkte ich, dass ich ein Mensch mit deutschem Hintergrund bin. Ich fing an, lange einen Kalender zu betrachten, auf dem Fachwerkhäuser abgebildet waren und Schneelandschaften. Ich spürte, zu

meiner Identität gehörte nun mal eben Apfelkuchen, Novemberwetter, Bach, die Beherrschung der eigenen Sprache mit allen Feinheiten und der Schwarzwald.

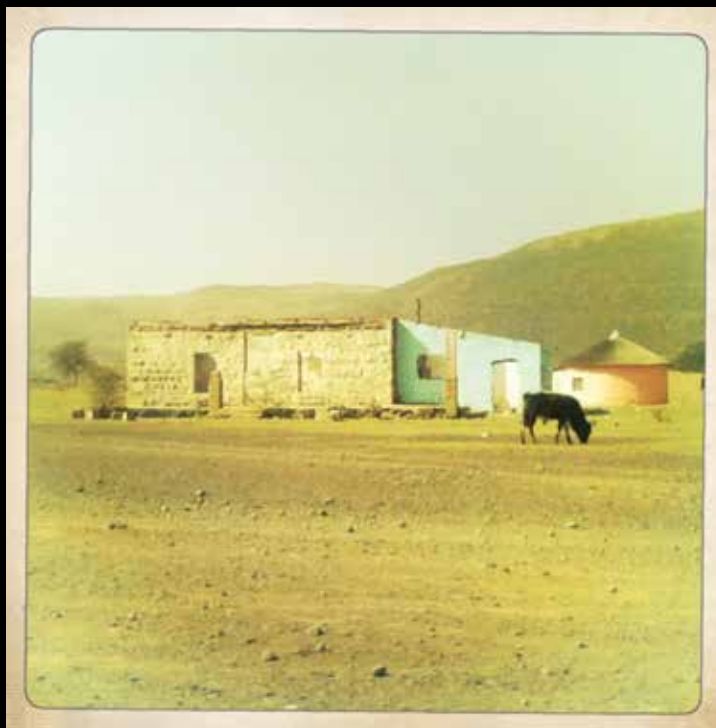
Und noch etwas vermisste ich: Das Gefühl, in einer Geschichte verwurzelt zu sein. Afrika war für mich irgendwie wurzellos. Meine Vorfahren kamen nicht daher. Ich war ein Fremder. Und plötzlich sehnte ich mich nach mittelalterlichen Stadtmauern und wollte wissen, wie Deutschland im frühen Mittelalter ausgesehen hatte.

Es ist nicht zufällig, dass ich später, nachdem ich wieder in der „Heimat“ wohnte, Schriftsteller wurde und einen Roman anfang, der im sechsten Jahrhundert in Trier spielte. Es war faszinierend, mithilfe der Unibibliothek in Göttingen eine Zeitreise ins sechste Jahrhundert anzutreten, althochdeutsche und gotische Sätze zu buchstabieren und germanische Zaubersprüche zu lesen, die die alte Kirche in Segensworte verwandelt hatte, in dem sie statt

Wotan Christus einsetze. Das Heimweh in der Fremde tat weh, aber machte mir auch deutlich, dass ich nun mal in einer bestimmten Kultur verwurzelt war und die hieß eben: deutsch. ■

Vom Tauschen und Verwandeln in Südafrika

von Tanja Jeschke



Im 19. Jahrhundert wurden Missionare von verschiedenen Missionsgesellschaften in ferne Länder geschickt, damit sie den Menschen dort beibrachten, wie man seinen Gott wechselt und den Glauben austauscht: den falschen Gott des Heidentums gegen den wahren Gott der Bibel. Die Missionare selbst tauschten das seit Generationen eingeübte Leben in ihrer Heimat ein gegen ein neues Leben unter völlig fremden Bedingungen. Sie ließen Haus, Hof und Verwandte hinter sich, um eine fremde Sprache zu lernen, die Bibel zu übersetzen, Gemeinden und Schulen zu gründen, Kirchen zu bauen. Ein abenteuerlustiger und in tiefer Frömmigkeit gewagter Totalwechsel der Existenz war das, ein „Glaubenswagnis“, oft begleitet von starkem Heimweh, denn ihr Vaterland blieb unerreichbar, der Tausch war endgültig, es gab nur Briefe, ein paar Fotos.

Hermann Hesse, der große Lobpreiser der Wandlung, dessen 50. Todestag in diesem Jahr begangen wurde, ist Spross einer solchen Missionarsfamilie, sein Vater hatte Süddeutschland gegen Indien getauscht.

Mein eigener Vater entstammt der Familie eines Afrika-Missionars. Der norddeutsche Erweckungsprediger Louis Harms hatte ihn um 1860 dazu bekehrt, Beruf und Kontinent zu wechseln: Missionar statt Schneider, Zululand statt Lüneburger Heide. Hermann Hesses Schwester hieß Marulla, ebenso wie unsere Tochter, die wir 2004 in Johannesburg adoptierten. Und weil wir Marulla ihr Geburtsland zeigen wollten, die afrikanischen Orte, an denen ihre Vorfahren gewirkt und gelebt haben – die einen als Missionare, die anderen als Missionierte – tauschten wir unser kostbarstes Hochzeitsgeschenk ein gegen Flugtickets nach Südafrika: Ein Original-Aquarell, das Hermann Hesse an Karfreitag 1945 gemalt und meinen Großeltern Elisabeth und Albrecht Goes geschenkt hatte. Es ließ sich hansimglücklich in genug bare Münze verwandeln, so dass wir im August 2012 in Johannesburg auf Oliver R. Tambo International Airport landeten, dessen alter Name Jan Smuts dem politischen Wandel zum Opfer gefallen ist.

Südafrika: ein Land, das sich verändert hat.

Was bleibt übrig von der alten Haut, wenn sie die Bedeutung ihrer Farbe verloren hat?

Wie können Menschen aus ihrer Haut heraus?

Schon bei unserer Ankunft wird eins klar: noch immer sind es die Farben der Haut, die die Geschichten dieses Landes schreiben.

„Heute Nachmittag kommt Angelina“, erzählt uns meine Tante, als wir beim Infostand am Flughafen auf den Mann warten, der uns den Mietwagen liefern soll.

„Angelina ist als Kind früher oft zu meiner Mutter gekommen. Meine Mutter hat ihr die Schulbücher bezahlt.“

Jetzt ist klar, dass Angelina schwarz ist.

„Ihre Eltern waren Trinker. Meine Mutter hat sich damals um sie gekümmert. Sie lebt jetzt hier in Pretoria und hat ein Pflegekind, dessen Eltern bei einem Autounfall ums Leben kamen. Das Pflegekind hat heute Geburtstag. Meine Töchter und ich richten für Angelina und das Mädchen immer die Geburtstage aus.“

Diese Geschichte handelt von der ehemaligen Apartheid und ihren Auswirkungen bis heute. Sie spielt auf Oliver Tambo Airport und zeigt, wie die weißen Geburtstagstischdeckerinnen bei der schwarzen Angelina etwas gut machen wollen. Wie die Apartheid umgetauscht wird in etwas anderes.

Sie wird erzählt, um von Anfang an den in der deutschen Kinderstube demokratisch Erzogenen zu zeigen, wieviel Gutes hier dennoch geschieht und schon immer auch geschehen ist. Denn das Gewissen beißt zu, das Bewusstsein, für das Leben der Schwarzen auf eine bestimmte schuldhaftige Weise verantwortlich zu sein. Hört zu, so löffeln wir unsere Suppe aus.

Wir warten immer noch auf unseren Mietwagenmann. Wo bleibt er?

Irgendwie kommt meine Tante jetzt auf ihren Gärtner zu sprechen. „Er kriegt jedes Mal auch zu essen von mir“, sagt sie.

Wir nicken. Es ist also wieder ein Schwarzer von dem sie erzählt. „Sie sind ja jetzt verwöhnt“, fügt sie dann hinzu. In einem beinahe liebevollen Ton.

Verwöhnt wie ein Kind, um das man sich eben zu kümmern hat. Sie – das sind immer die Schwarzen. Die früher nicht so verwöhnt waren, als sie nicht das hatten, was für die Weißen selbstverständlich war. Als die Weißen noch die Verwöhnten waren, mit Swimmingpool, billigen Arbeitskräften, großen Häusern. Jetzt, wo auch die Schwarzen dran sind, vermissen viele Weiße das Gefühl kindlichen Bevorzugtseins. Sie müssen plötzlich teilen mit Geschwistern. Aber wer sind die Eltern?

„Er arbeitet. Und dann bleibt er solange sitzen, bis das Essen kommt. Eher geht er nicht.“

Und nach einer kleinen bedeutsamen Pause sagt sie plötzlich:

„Er ist ein guter Mann.“

Vielleicht will sie sich beschwichtigen, ihren elterlichen Ärger über seinen Anspruch besänftigen damit, dass es sich immerhin um einen guten Mann handelt, der von ihr Essen will. Wir dürfen ihn nicht schlecht finden, denn er ist schwarz.

Jetzt kommt er endlich, unser Mann. Ziemlich zu spät.

Ein Schwarzer. Über seinem Erscheinen schwebt ein Klischee: Schwarze haben eben ein anderes Zeitgefühl. Er kommt zu spät, denn er ist schwarz.

Er ist schwächig, trägt eine Kappe. Ich mache meiner Tante gegenüber eine Bemerkung auf Deutsch, spreche von „dem Mann“, meine Tante korrigiert sofort: „Du meinst den Schwarzen“. Ich verstumme irritiert, dann sagt sie: „Er sieht freundlich aus.“

Eine Art Rechtfertigung? Wieder ist ein Tausch geschehen: die Hautfarbe und das freundliche Aussehen haben die Plätze gewechselt. Früher sah der Mann vielleicht freundlich aus, war aber schwarz.

Heute handelt es sich um einen Menschen, dessen Freundlichkeit seine Hautfarbe „wett“ macht. Seine Freundlichkeit muss für wichtiger befunden werden. Etwas anderes zu denken ist abgeschafft worden. Die Tauschbemühung ist aufrichtig. Meine Tante ist bereit, den Mann ganz zu akzeptieren. Aber dafür muss sie ihn rechtfertigen.

Wir fahren durch Johannesburg, über uns ein knallblauer Himmel, das Sonnenlicht brilliert wie tausend Diamanten. An der Ampel tanzt einer `nen flotten Step, mitten auf der Kreuzung. Am Feldrand der Autobahn in Richtung Pretoria gehen Menschen entlang. Selbstverständlich sind sie schwarz, sie gehen geduldig und zügig zugleich. Vermutlich haben sie noch einen weiten Weg vor sich.

Meine Tante wohnt mit ihrer Familie in einem langgestreckten Bungalow in einem der Wohnviertel Pretorias, durch die abends die Autos der gut bewaffneten security fahren. Eine prächtige Palme steht neben dem Swimmingpool im großen Garten. Hinter der Garage auf dem Hof befindet sich ein kleiner Anbau. Hier hat bis vor kurzem noch Franzina gewohnt, die fast 30 Jahre im Haus geholfen hat. Sie ist jetzt zu ihren Kindern nach Mamelodi gezogen, in das Township im Osten Pretorias. Die Tür zu ihrer verlassenen Kammer steht offen. Ich werfe einen Blick hinein.

Hier ist nur Platz für ein Bett. Das Waschbecken so groß wie ein Hochglanzmagazin, das Klo in einem winzigen Gang dahinter. Am Fenster verblasste Vorhänge, ein paar Kartons stehen herum. An der Wand lehnt eine alte Matratze.

Warum steht die Tür offen? Das wirkt, als sei sie nur ganz kurz



fort gegangen. Als werde gehofft, sie komme zurück. An ihren alten Platz.

Als ich vor 20 Jahren hier war, hat Franzina noch das Abendessen gemacht. Jetzt steht meine Tante selbst am Herd. Ein Rollenwechsel. Macht sie jetzt alles allein, frage ich mich, oder hat sie wie früher noch Hilfen außer dem Gärtner?

Doch, ab und zu kommt Anna, eine freundliche Schwarze mit einem Kopftuch und einem langen Rock. Sie gibt mir die Hand und stellt sich vor: I am Anna. Where is Traudl?

Traudl ist der Vorname meiner Tante. Franzina hat sie nie beim Vornamen genannt, 30 Jahre nicht.

Marullas Kinderheim liegt südlich von Johannesburg auf dem Land. Überall brennen kleine Feuer das Gras nieder, um die Erde wieder fruchtbar zu machen. Kohlschwarze Flächen zwischen rotgelben Felder, Eukalyptusbäume, Blechhütten. Unser Auto ruckelt über den steinigen Feldweg, an Stacheldrähten entlang, und da ist das Schild: TLC – The Love of Christ Ministries. Das Heim, das 1993 von Thea Jarvis gegründet wurde, ist ein „Glaubenswagnis“: es lebt von Spenden. Der Staat gibt keinen Pfennig für diese Kinder, von denen die meisten aus dem Baragwanath Hospital, dem drittgrößten der Welt, hierher gebracht werden. Denn wohin sonst mit ihnen? Die meisten haben niemanden. Sie lagen einfach da, auf dem Feld, in öffentlichen Toiletten, Mülleimern. Oder wurden nach der Entbindung im Hospital zurückgelassen. Jetzt werden sie hier von jugendlichen volunteers aus aller Welt versorgt und warten auf den größten Umtausch ihres Lebens: sie tauschen ihre Nicht-Eltern ein gegen Adoptiveltern aus Dänemark, Holland und Österreich. Deutschland ist inzwischen nicht mehr dabei.

Thea Jarvis hat fünf leibliche Kinder und 19 adoptiert. Die beiden Söhne, die sie vor 20 Jahren als elende Würmchen aus einem Hospital einfach mit nach Hause genommen hat, sind inzwischen exzellente Studenten der Jura und Soziologie. Der Wechsel der Existenz – ihnen ist er gelungen.

An der Tür zu den Neugeborenen hängt ein Zettel:

„Take what ever you need and use it!“ Und darunter eine Auswahl zum Abreißen und Mitnehmen: patience, forgiveness, pity, love, mercy ...

Die guten Eigenschaften stehen jedem zur Verfügung, bitte schön, man muss sich ihrer nur bedienen – sie versprechen Verwandlung.

Auch in den Gemeinschaftsräumen hängen Tafeln mit Bibelworten, Aufzählungen von christlichen Tugenden. Wie auf einem Schaubild für das Management einer Firma sind sie in Kästen und Kreisen einander zugeordnet – damit die Mitarbeiter vor Augen haben, worum es hier geht, und sich dabei immer wieder ihrer eigenen Motivation versichern können.

„Diese gewaltige Aufgabe“, erklärt uns Thea Jarvis, „lässt sich nur bewältigen durch die radikale Unterordnung unter christliche Werte in bezug auf alles: auf Finanzen, persönlichen Besitz, Zeit, Beziehungen. Anders geht es immer auf Kosten der Kinder.“ Hingabe statt Egoismus – ein notwendiger Tausch.

Ihr Ehemann hat sie vor Jahren wegen einer jungen Volontärin verlassen. Die Last der Verantwortung trägt sie jetzt gemeinsam mit ihren beiden Töchtern Pippa und Joana. Auch Joanas Mann hat die Flucht ergriffen.

Denn nicht jeder macht den Wandel mit. Am deutlichsten wird das auf dem Land in der Provinz KwaZulu-Natal, rund um Paulpietersburg. Hier stehen noch die uralten stores: dunkle, altmodische Läden des Landhandels, seit 100 Jahren unverändert. Im store von Braunschweig, einer kleinen deutschen Gemeinde, ragen sogar noch die Holzregale zur Decke, die mein Urgroßvater getischlert hat. Und noch immer gibt es zwei getrennte Eingänge zu zwei getrennten Ladenräumen: einen für die Weißen, einen für die Schwarzen. Das scheint hier niemanden zu stören, es wurde einfach nur nicht geändert. Die Waren sind in beiden dieselben: Omo-Waschmittel, Zahnpasta, Seife, Bonbons, Maismehl, Chips, Werkzeug. Und ganz wichtig draußen die einzige Zapfsäule, an der die Farmer der Gegend tanken. Auch sie steht dort seit 70 Jahren.

Mitten in der Pampa bei Lüneburg stoßen wir auf eine deutsche Fleischerei. Das Geschäft boomt. Die Deutschen fahren meilenweit von überall her, um hier ihr Grillfleisch zu holen. Die Frau an der Kasse heißt Gudrun und duzt uns. Verwandt sind die Deutschen hier sowieso alle irgendwie.

Auf dem Friedhof von Elandskraal liegen sie begraben, Marullas eingetauschte Vorfahren, die Familien des Missionars. „Umfundisi wetu“ steht auf seinem Grabkreuz: unser lieber Lehrer. Er predigte in zwei Kirchen, in einer für die Weißen und in einer für die Schwarzen. Die für die Weißen war aus weißem Stein,

die für die Schwarzen aus schwarzem. Solcher Absurdität muss Marulla jetzt nicht mehr begegnen.

Zu zeigen, wie scharf das Messer der Apartheid gewesen ist, vermag allein die Sprache. Eine Farmersfrau, bei der wir wegen einer Übernachtung anfragen, hat mitbekommen, dass Marulla adoptiert und schwarz ist. „Das macht nichts“, sagt sie, „sie kann trotzdem hier schlafen.“ Das sind Worte, die vom Tausch noch zittern.

Die Nachfahren des Umfundisi haben berufliche Häutungen vollzogen. Mein Onkel F. war vor der „Wende“ 1994 wohlhabender Besitzer einer Bekleidungsfirma. Seither versucht er es mit dem Geigenbau, und samstags backt er Kuchen vor einem Shopping Center. Mein Onkel B. arbeitete als Deutschlehrer, fuhr dann aber zeitweise noch mit dem Bakkie über Land, um Hundefutter zu verkaufen, weil das Geld nicht langte. Hochdynamisch ist dieses Südafrika und auf geradezu explosive Weise unkonventionell.

Das mag auch daran liegen, dass Schwarze sich nicht uniformieren lassen. Natürlich tragen auch sie Uniformen, z.B. als Sicherheits- oder Bankangestellte. Aber das hindert sie nicht daran, in ihrer Mittagspause ausgestreckt auf einem Grasstück an einer Kreuzung zu schlafen, mit weit geöffneten Armen, während um sie herum der Verkehr braust.

Wer zur Veränderung bereit ist, wird kreativ. Wie die Frau in Paulpietersburg, in deren Haus wir durch ein Schild am Gartenzaun gelockt werden: Pfannkuchen. Aber auch Abendkleider, Blusen, Seidenschals kann man bei ihr erstehen, selbstgeschneidert hängen sie neben unserem Tisch an den Ständern, von Fett-Schwaden durchzogen, nichtsdestotrotz edel und teuer.

Als wir beim Abschied schon draußen beim Auto stehen, kommt meine Tante aufgebracht herausgelaufen. „Warum habt ihr eure Betten nicht abgezogen? Das macht die Anna nicht! Sie ist dafür nicht zuständig. Es ist hier nicht mehr so wie früher. Die Schwarzen machen nicht mehr alles.“ Da bricht es aus ihr heraus, das heiße Eisen dieses ständig gegenwärtigen Themas.

„Und mein Bruder ist unmöglich“, faucht sie. „Er lässt seine Schwarze immer noch die Koffer zum Auto tragen. So etwas darf man nie mehr tun!“

Das ist es, was sie uns sagen will: Hier hat sich alles verändert. Habt ihr das gemerkt? ■



Heimkehr

Wenn die Jahre
in den Bäumen
Ringe werfen,
kehr' ich ein
ins heimatliche Dorf,
ziehe ein
die noch verblieb'nen Fäden
kleiner und großer Fährten.
Die Kieselsteine,
die ich auf den Weg mir legte,
sind Murmeln
der Vergangenheit.

Bodo Mario Woltiri

Einkehr

Viele sagen Heimat sei ein Gefühl,
doch warum soviel Worte machen
um ein kleines Wort?
Denn das Gefühl stellt sich nur ein
am rechten Ort.
Den habe ich gefunden
schon vor langer Zeit.
Nun bin ich wieder hier
und stehe vor der Tür.
Ich klopfe an, bis mir Frau Heimat aufmacht:
„Ach du bist's, komm' doch rein!
Wie ist es dir ergangen?
Erzähle doch, was hast du mitgebracht?“

Bodo Mario Woltiri



Klang-Berührung

Rhythmus
Virtuoses Klavier
Percussions in performance
Strahlende Kraft brillanter Bläser
Begeisterung
Vivaldi
Singende Violinen
Harmonie und Wohlklang
Perlende Harfen- und Gitarrenmotive
Ausgeglichenheit
Vogelgezwitscher
Leises Säuseln
Rauschen in Tannen
Flüsterndes Wasser im Tälchen
Anbetung ■

Lena Franke

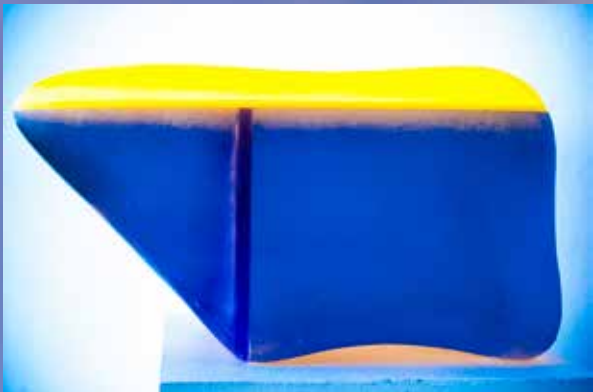
Musikalische Heimat

Aufgewachsen bin ich im ländlich-schwäbischen Pietismus mit einer Art kitschiger Volksmusik. Ich erinnere mich an volle Stimmen, teils ergriffen tremolierend, im Chor aber auch in kleiner Gruppe mit Mandolinen, Zither und Gitarren. Mein erster Klavierunterricht war ein Eintauchen in die Welt der Klassik, die nur mir gehörte.

Im Alter von etwa 15 Jahren tauschten wir in der Klasse Plattentipps aus, – wir hatten eine erstaunlich gut sortierte Plattenabteilung in der Städtischen Bibliothek meines Schulortes. Erst in letzter Zeit wurde mir klar, wie außerordentlich das war, denn wir tauschten nicht nur Poptipps aus (von Wolfgang Dauners Etcetera über Xhol Caravan bis zu Amon Düül), sondern genauso Klassiktipps von Janacek über Berg und Groupe des Six bis zu Stockhausen, also hauptsächlich aus der Moderne.

Bach blieb mir bis zum Studium völlig fremd, obwohl meine erste Klavierlehrerin Bach vergötterte. Noch heute sind mir die Komponisten aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts am vertrautesten. Freilich habe ich inzwischen viel andere Musik kennen und lieben gelernt, aber die frühen Eindrücke aus der Jugendzeit bleiben als, – soll ich sagen „musikalische Heimat“. Und aus der pietistischen Kindheit weht ein Hang zum Kitsch. ■

Joschi Krüger



Harun Kloppe | »Nashorn« 2012 | ca. 30x20x18 cm
Aus der Serie Spielzeuge
Skulptur aus klarem und farbigem Acrylglas

Der Soundtrack meines Lebens

Schwer zu sagen. Klar, früher hat mich die Klassik, respektive Oper bestimmt: Puccini, vor allem. In der Späteenagerphase kamen dann Madonna und Michael Jackson dazu. Kunstfiguren, die sich ständig neu erfanden, das faszinierte mich. Aber auch Rossini kam dazu, die hohe Kunst der Koloraturen, eben auch Farben in Musik, ausgeschmückte Phrasen, im Gesangstudium Schumann-Lieder, die ich liebte (Mignon, Maria Stuart). Und nun? Nach Swing und Chanson hat mich auch der Tango mitgenommen. Und so pendle ich zwischen Salsa und Tango beim Tanzen, zwischen Lebensfreude und Sehnsuchtsmusik, zwischen Chanson und Klassik und auch mal Popmusik in meinem Gesangsrepertoire und nicht zuletzt gibt es auch eigene Stücke. Ich will mich nicht festlegen und muss es glücklicherweise auch nicht. Denn ich bin ja auch mehr als nur eine Stimmung, ein Charakterzug. Piazzola und Puccini, und ganz viel dazwischen, um nicht zu sagen: mezzo eben! Also doch: Identifikation. ■

Edeltraud Rupek



Heimat beginnt vor der Bürotür

Die Stadtveränderer setzen sich als soziale Bürogemeinschaft für ihren Hamburger Stadtteil ein

Bunte Buchstaben tanzen das Wort „Stadtveränderer“ auf dem Schild an der Hinterhof-Einfahrt. Neben an der Brücke rattert eine S-Bahn vorbei. Vor dem Bäcker sitzen Nachbarn mit einem Becher Kaffee in den ersten Sonnenstrahlen des Tages. Ein paar Schritte weiter im Hinterhof ragt eine rote, neu verputzte Fassade auf, die das echte Alter des Hauses verbirgt: Es ist ein Fabrikgebäude von 1911, in dem eine stadtbekannte Manufaktur edle Etuis herstellt, ein Stoffhandel seine Meterware vertreibt und ansonsten Schauspieler, Maler und Werber in großen Lofts arbeiten. Tritt man ein, zeigt das Gebäude sein wahres Gesicht: Der Boden ist bucklig, an den Wänden prangen klobige Verteilerkästen, Kritzeltexte und Graffiti begleiten einen die abgetretenen Treppenstufen hinauf bis in den 4. Stock. Dort tanzen auf einer schweren Stahltür wieder die bunten Buchstaben „Stadtveränderer“.

Die Stadtveränderer sind wir: 11 Leute, die auf weiter Fläche nebeneinander und manchmal auch miteinander arbeiten – als Angestellte von christlichen Netzwerken und freiberuflich als

Architektin, Journalistin, Pastor, Grafik-Designer, Schauspieler und Rechtsanwalt. Uns eint der Wunsch, uns neben dem Broterwerb auch sozial, künstlerisch oder christlich für Hamburg und unseren Stadtteil Hamm einzusetzen.

Deshalb Stadtveränderer. Der Name bringt die DNA unserer sozialen Bürogemeinschaft auf den Punkt, denn „Miete zahlen reicht hier nicht“. Unter diesem Titel erschien letztes ein Artikel im Hamburger Abendblatt über uns und diese Überschrift trifft es: Wer in unserem Loft einen der zwölf möblierten Arbeitsplätze mieten will, für den ist die freiwillige Verpflichtung zum Engagement Voraussetzung für den Einzug. Denn wir möchten keine bloße Kreativen-Bürogemeinschaft sein – davon gibt es in Hamburg genug. Unser Ziel ist es, in unserem Büro engagierte Leute zu vernetzen und damit ganz natürlich neues Engagement entstehen zu lassen.

Gründer und Vermieter sind die Architektin Dorothea Pieper, ihr Mann Detlef, der als Pastor und Bautechniker arbeitet, und ich, ihre langjährige Freundin Anne Albers-Dahnke. Am Anfang

unserer Idee stand eine Frage: Wie will ich in Zukunft arbeiten? Die gemeinsame Antwort ist das Stadtveränderer-Büro: Ein ästhetisch gestalteter Ort, wo wir uns zuhause fühlen und von montags bis freitags gerne hingehen, wo wir in einer Gemeinschaft arbeiten, die etwas bewegen will, und für die das Tagwerk mehr ist als Maloche.

Den passenden Raum dafür haben wir in einem 270m²-Loft im Hamburger Osten gefunden, im gut angebundenen Stadtteil Hamm. Das Loft stand lange leer, denn die Fläche war runtergerockt. Monatlang haben wir zu dritt hinter der Staubwand an unseren Rechnern gegessen, während Handwerker Wände abrisen und einbauten, Wasserrohre unter groben Bohlen verlegten und neue Strom- und Netzkabel durch den weiten Raum zogen. Wir haben Löcher verspachtelt, gebohrt und gebaut.

Dabei war uns wichtig, den rauen Charme der Fläche zu erhalten. Der Boden ist grob und uneben, an manchen Deckenpartien liegen die Farb- und Putzschichten der letzten Jahrzehnte frei und durchbrechen die frisch geweißten Flächen. Wenn man durch den Raum geht, genießt man Weitraum-Blick, helle Aussichten und besondere Ansichten: Zeitgeprägte Säulen, Klimperkiste vor englischer Tapete, Espressomaschine auf Werkbank, alte Stechuhr auf Ikea-Sideboard. Aus Gebrauchsgut haben wir neue Räume geschaffen: aus Europaletten entstand ein großer Lagerraum, in dem Drucker, IT und Büroordner in Regalreihen verschwinden. Aus einer Stückgut-Box ist ein Rückzugsort für Gespräche geworden, eine kleine Transportbox wurde zur Telefonzelle.

Das Loft liegt in einem Stadtteil, der bei Hamburgern nicht gerade für Kreativität und Innovation steht. Eher für Nachkriegsbauten und Gehwagen. Aber Hamm wird unterschätzt. Dorothea und Detlef, die mit Herzblut Hammer sind, haben nach und nach die raue Schönheit und die kreativen Kleinode dieses Stadtteils entdeckt. Anne wohnt mit Mann und Sohn zwar in Winterhude – einer dieser beliebten Stadtteile westlich der Alster –, aber seit sie genauer hinguckt, hat sie sich auch in Hamm verliebt.

In diesem Stadtteil möchten wir für Leute Heimat entstehen lassen, indem wir ihn positiv mitprägen. Zum Beispiel direkt vor dem Balkon der Piepers: eine kleine Grünfläche zwischen den Fahrradständern war übersät von Kothaufen und Zigarettenschutteln. Dorothea und Detlef haben die Fläche bepflanzt, einfach nur, damit jemand ein Lächeln aufs Gesicht kriegt, wenn er morgens zwischen blühenden Blumen sein Fahrrad abschließt. Auch mit kleinen und größeren Veranstaltungen möchten wir Hamm bewegen und beleben: Mit Nachbarschaftsumtrinken und Lesungen, die wir zusammen mit der einzigen Hammer Buchhandlung „Seitenweise“ ausrichten, mit Konzerten, die wir manchmal auch gemeinsam mit Hausnachbarn initiieren.

Für uns sind es schöne Signale, wenn andere Hammer auf uns zukommen. Vor kurzem hat ein Lehrer angefragt, ob wir Schüler bei einem historischen Kunstprojekt unterstützen würden. Letztens sprach uns eine preisgekrönte Kindermode-Designerin an, ob wir nicht mal was gemeinsam machen wollen.

Als Stadtveränderer laden wir einmal im Monat zum „Hammer Gebet“ ein. Dabei geht es um alles, was den Stadtteil und die Hammer bewegt, ein Aufzug für den benachbarten S-Bahnhof, das Überleben kleiner Läden, Kraft für die Lehrer an den Schulen und vieles mehr. Jeden Donnerstag gibt es das „Andächtle“, eine fünfzehnminütige spirituelle Pause für unser Büro und die Nachbarn im Haus. Wenn es passt, essen wir danach gemeinsam. Im Non-Profit-Bereich unseres Lofts, einer Sitzlandschaft mit Sofa, bequemen Sesseln und z-förmigen Betonhockern, werkeln christliche Initiativen wie „Gemeinsam für Hamburg“ und „mission-net“. Hier tummeln sich neben den Angestellten zeitweise auch junge Leute, die ehrenamtlich Kongresse mitorganisieren. Auch dafür bieten wir mit unserem Büro eine flexible Fläche. Trotzdem stehen wir noch am Anfang. Erst im September 2012 haben wir das Büro eröffnet. Elf der zwölf Arbeitsplätze sind inzwischen fest vermietet, aber einen weiteren Stadtveränderer suchen wir noch. Wie wir unsere Idee weiterentwickeln und wohin wir unser Engagement drehen wollen, das ist jetzt unsere Herausforderung. Denn im schnellen Arbeitsleben ist es nicht einfach, Freiraum zum Schnacken und Aktivwerden zu finden. Deshalb backen wir häufig kleine Brötchen.

Und wir wollen neben Arbeit und Aktion auch noch Luft haben für den bewussten Streifzug durch den Stadtteil und den Schnack mit unseren Nachbarn, denn in der anonymen Großstadt-Nachbarschaft ist es ein besonderes Gefühl, wenn man nicht aneinander vorbei läuft, sondern sich kennt. So entsteht Heimat vor der Haustür. Wir sind da noch lange nicht angekommen. Aber wir sind dran. ■

Anne Albers-Dahnke

ist freie Journalistin und Autorin und Mitgründerin der Stadtveränderer

Mehr Einblicke:

www.stadtveraenderer.de, www.facebook.com/stadtveraenderer



Suchet der (Heimat)-Stadt Bestes – „Weilburger Künstlerkolonie“ als Fallbeispiel für Stadtentwicklung

Zehn Jahre war ich außer Landes, bevor ich, zunächst eher unfreiwillig, in meine Heimatstadt zurückkehrte. Hier wohne ich nun in einem kleinen Alstadthäuschen mit sage und schreibe 37 m² Grundfläche auf der Stadtmauer, direkt neben meinem Elternhaus, das sich an einen Wehrturm kuschelt. Mit meinem Zeichentisch in der Waschküche und meinem Computer im kleinen Büro im ersten Stock habe ich mich als Illustratorin und Mediengestalterin in einer netten Umgebung selbstständig gemacht. Mein Wohnzimmer unter dem Dach erlaubt einen Blick über die Häuserdächer hinweg, auf Fluss und Wald in die eine Richtung, und auf einen wunderschön bepflanzten Schlossgarten in die andere. Ja, es könnte so nett sein, aber wenn ich zum Wochenmarkt aus meiner Gasse in die nächste Straße biege, um in Laufweite noch an Gemüse zu kommen, dann reiht sich Leerstand an Leerstand ...



Lassen wir Werner Röhrig, pensionierter Schulamtsdirektor, Vorsitzender des Weilburger Forums und Geber einer Idee, die Abhilfe leisten soll, die Situation erklären: *Die Stadt Weilburg, eine kleine, ehemalige Residenzstadt in Hessen, 65 km vor den Toren Frankfurts, verdankt ihre Bedeutung neben ihrer Geschichte und Entwicklung über Jahrhunderte hinweg insbesondere ihrer einzigartigen Stadtgestalt. Sie ist geprägt von der Altstadt mit dem Barock- und Renaissance-Schloss auf einem von der Lahnschleife fast rundherum umschlungenen Felsen.*

Und trotzdem, der Altstadt Weilburgs droht der Verlust der Attraktivität durch Leerstände und der Funktion als Einkaufszentrum. Weilburg besitzt zwar hohe Qualität als Wohnstadt, aber nur



wenige Bewohner identifizieren sich in gleich hohem Maße mit der Stadtentwicklung, ihren Problemen und Herausforderungen. Weilburg ist als Schulstadt und durch eine Vielzahl von musikalischen Veranstaltungen (z. B.: internationale Musikfestspiele, Alte Musik) bereits ein kulturelles Zentrum. Die Stadt verfügt in den Bereichen Kunst, Musik, Literatur und Geschichte über herausragende Potentiale, die in einem Netzwerk zusammengeführt, nicht nur für die schulische Bildung und das kulturelle Leben in der Stadt, sondern auch für die Stadtentwicklung genutzt werden können. So schafft die Altstadt Weilburgs eine faszinierende Kulisse für Kulturprojekte. Die Straßen, Gebäude und Skulpturen der Weilburger Altstadt selbst sind Zeugnisse tausendjähriger historischer und kultureller Geschichte. Wesentlich ist weiter: Es gibt eine große Anzahl von Künstlerinnen und Künstlern in den Bereichen Bildende Kunst, Literatur und Musik, die in Weilburg oder im Weilburger Land wohnen. Es gibt in den Schulen künstlerisch begabte und durch die Lehrkräfte gezielt geförderte Schülerinnen und Schüler: Der Nachwuchs ist jederzeit gesichert!

Als Nachteil für die Belebung der Altstadt wirkt sich aus, dass sich fast alle Bildungseinrichtungen außerhalb der Altstadt befinden. Auch die Bewohner der Stadtteile und auch der Kernstadt Weilburg besuchen nur gelegentlich die Altstadt Weilburgs. Auch im Unterricht in den Schulen fehlt teilweise eine intensive Nutzung der Möglichkeiten, die durch einen Besuch in Weilburgs Altstadt gegeben sind. Als Beispiel ist besonders die Verknüpfung der Heimat- und Stadtgeschichte mit der deutschen und europäischen Geschichte zu nennen (z.B.: König Konrad I., König Adolph von Nassau, Herzogtum Nassau, Industriegeschichte). Neue Geschäftsansiedlungen in der Altstadt werden auch erschwert, weil sich in den zurückliegenden Jahren die überregionalen Discounter und Handelsketten an der Peripherie der Stadt niedergelassen haben. Weiter gibt es nur noch wenige Weilburger Kaufmannsfamilien. Ich stamme nicht aus einer Kaufmannsfamilie. Meine Eltern, nun in Rente, waren Hausmeister und Altenpflegerin. Trotzdem



stolperte ich als Illustratorin und Mediengestalterin mitten in das von Werner Röhrig initiierte Projekt zur Stadtentwicklung hinein. Für die „Straßen der Kunst“ wurden Künstler eingeladen, von Juni bis September 2012 die Leerstände zu füllen. So gab es in Weilburg erstmalig vier Monate voller Kunstpräsentationen in 19 Galerien, gastronomischen Betrieben der Altstadt und in Schaufenstern, sowie ein umfangreiches Begleitprogramm. Als ich mich plötzlich als Betreiberin einer Galerie wiederfand, war ich besonders dankbar für die Hilfe von Beate Polderman, die ich kurz zuvor bei meiner ersten RAD-Tagung 2012 kennengelernt hatte. Sie half mir nicht nur beim Einrichten meiner eigenen Ausstellung, sondern bewegte die Landeskirchliche Gemeinschaft Weilburg (mit 7 Mitgliedern!) dazu, eine eigene Galerie zu eröffnen, in denen Beates Glasobjekte ausgestellt wurden. Dazu gab es einen Kunstgottesdienst und einen Workshop zum Thema „Weilburg deine Scherben.“ Es kamen plötzlich Leute zur Kunst, die sich damit vorher noch nie befasst hatten. Auch der eine oder andere Kunstskeptiker verirrte sich in das Geschehen. So gab es auch ein ökumenisches Gebetstreffen mitten im Rathaus unter dem Motto von Jeremia 29,7 „Suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl...“, in dem auch Künstler Impulse gaben.

Einige Kleinunternehmer und andere engagierte Bürger starteten inzwischen eine Initiative gegen Gleichgültigkeit und Resignation. Diese Initiative „Wir lieben und leben Weilburg“, soll die allgemeine Stimmung in der Weilburger Kernstadt nachhaltig verbessern und liefert nun auch das Thema für die nächsten Kunst-Aktionen.

An dieser Stelle lasse ich noch einmal Werner Röhrig zu Wort kommen: *Mit Ausstellungen in Schaufenstern, Leerständen, Cafés, Restaurants und Hotels will die Weilburger Künstlerkolonie, die sich aus den „Straßen der Kunst 2012“ gegründet hat, dazu beitragen, die Altstadt zu beleben und der Verödung entgegenzuwirken. Was wird konkret passieren? Vom 1. Juni bis 29. September 2013 werden in den Cafés, Restaurants, Hotels und Schaufenstern und Leerständen künstlerische*

Exponate präsentiert. Offene Galerien in der Altstadt folgen vom 2. September bis 6. Oktober. In einer thematischen Kunstausstellung „Lieben und leben“ – stellen sich die Künstlerinnen und Künstler vom 1. bis 30. August in der Kreissparkasse Weilburg vor. Weiter folgen zwei Sonderausstellungen zu religiöser Kunst: Sammlung Dekan Hans Blum: Südafrikanische Kunst in der Weilburger Schlosskirche: 4. bis 14. September und religiöse Kunst des Künstlers Lothar Röhl in der Heilig-Grab-Kapelle vom 18. September bis 6. Oktober. Eine weitere Sonderausstellung stellt Erinnerungen zum Schicksal vieler Deutscher nach dem 2. Weltkrieg in den Mittelpunkt: Flucht und Vertreibung in den Kunstwerken von Edeltraud Göpel.

Mit einem Wochenende der offenen Ateliers pARTie im Weilburger Land am 5. und 6. Oktober von 11.00 bis 18.00 Uhr endet das Projekt.

Alle Öffnungszeiten und weitere literarische und künstlerische Sonderveranstaltungen können auf den Web-Portalen: www.weilburg.info; www.oberlahn.de; www.weilburger-forum.de oder den regionalen Tageszeitungen abgerufen bzw. gelesen werden. Kunst- und Literaturführungen können unter info@weilburger-forum.de vorangemeldet werden.

Viele weitere Kleinstädte laufen zurzeit Gefahr, in ihrem Zentrum durch viele Leerstände ihre Attraktivität früherer Jahre zu verlieren. Die Altstadt Weilburgs eignet sich als Fallbeispiel.

Zur Verantwortungsübernahme bereit, engagieren sich hier fast 40 Künstlerinnen und Künstler, die sich in der „Weilburger Künstlerkolonie“ zusammengeschlossen haben und unter dem Motto „Wir lieben und leben Weilburg“ alle Bürgerinnen und Bürger einladen, sich für die Stadt Weilburg einzusetzen.

Und so lerne ich selbst ganz neu, meine Heimat zu lieben und zu leben und neben anderen Hoffnungsträger für eine Stadt zu sein und ihr Bestes zu suchen ... ■

Judika Dragässer







4 | Heimat-Voting der Fachgruppe Design | Romana Moser



3 | Heimat-Voting der Fachgruppe Design | Eva Kräling

Die Fachgruppe Design wählte per Voting die vier besten Arbeiten zum Thema »Heimat«.

Heimatklänge – wie entstehen musikalische Präferenzen?

Musik prägt den Menschen nachhaltiger, als die meisten annehmen. Das beginnt bereits im Mutterleib und setzt sich vor allem während der ersten zehn Lebensjahre prägend fort. Und um es gleich vorwegzunehmen: Die so entstandene musikalische Landkarte ist dann festgelegt und unsere musikalische Heimat damit auch. Die Fakten dafür sind seit vielen Jahren durch verschiedene Musikforschungsgebiete wie Musikpsychologie, -soziologie, -ethnologie, und andere Bereiche umfassend erforscht worden, um diesen Befund ausreichend zu belegen. Wie entsteht diese musikalische Prägung, unsere musikalische Heimat im Detail? Musik ist untrennbar mit dem Hören verbunden. Das Gehör ist, wie wir mittlerweile wissen, das Organ unseres Körpers, das die meisten Nervenenden besitzt und das sich wohl am frühesten entwickelt. Bereits im Mutterleib, etwa ab dem zweiten Monat, nehmen wir „Höreindrücke“ wahr und diese beeinflussen uns nachhaltig. So ist nachweisbar, dass ein Schlaflied während der Schwangerschaft zum Zubettgehen gesungen mit anschließender Ruhephase der Mutter später bei dem Säugling sofort eine entsprechende Reaktion, nämlich Schlaf, zur Folge hat. Neueste musikethnologische Untersuchungen lassen zudem den Schluss zu, dass die Verständigung zwischen Mutter und Kind, die im ersten Jahr fast ausschließlich über musikalische, also tonmodulatorische Parameter geführt wird, in allen Kulturen deckungsgleich ist. Und dann vergessen wir mal nicht die allgegenwärtige Musikbeschallung, mit der wir heute zwangsbeglückt werden. Erste musikalisch-akustische Eindrücke beim Säugling sind zunächst Lautstärke, Tonhöhe und Klangfarbe. Man weiß heute, dass Säuglinge ab der vierten Lebenswoche den Klang von Stimmen unterscheiden können. Bereits im ersten Lebenshalbjahr entwickeln sie eine selektive Sensibilität für Klänge. In diesem Alter wird sedative, also beruhigende Musik, bevorzugt. Bereits mit fünf Monaten kann der Säugling zwischen verschiedenen melodischen Konturen und Rhythmen, ab dem sechsten Monat zwischen hoch – tief voneinander unterscheiden. Mit Beginn des ersten Lebensjahres beginnt das Kind mit Sprechen und

Singen. Die Erscheinungsform besteht in einem Spiel mit Tönen. Das Kind probiert Art und Umfang seiner Stimme aus. Danach geht dieses Singen bereits in eine gewisse zeitliche Organisation von Tönen und schließlich in erkennbare Lieder über. Im Vordergrund steht dabei die Kontur der melodischen Gestalt. Genaue Intervalle spielen noch keine Rolle, genauso wenig wie eine festgelegte Tonalität. Im Lauf des zweiten Lebensjahres beginnen Kinder Melodien unter anderen Melodien wiederzuerkennen. Die Intervalle werden sauberer, der Gesamteindruck unseres diatonischen Systems entsteht. Wie gesagt, unseres Tonsystems, denn dieses nimmt das Kind durch singende Eltern – gibt es die heute noch? – im Kindergarten oder schlicht durch das, was es eben so hört, wahr. Im Alter zwischen drei und vier Jahren kennt das Kind eine Reihe von Liedern und kann diese miteinander verknüpfen. Hier liegt auch der Beginn einer ersten sinnvollen Auseinandersetzung mit einer „Kinderchorarbeit“. Forscher in diesem Bereich raten allerdings meist davon ab, Kinder in ihren Gesängen zu korrigieren und ihnen die richtige Singweise der Erwachsenen beizubringen. Ab dem fünften bis sechsten Lebensjahr entwickelt sich das sogenannte Tonalitätsgefühl. Kinder erkannten in Tests bei einer Transponierung in weit entfernte Tonarten Original und Transposition. Ab dem siebten Lebensjahr nahmen sie einen Tonartwechsel in einem Lied wahr, ab dem achten Lebensjahr auch den Wechsel von Dur nach Moll. Zeitstruktur und rhythmische Fähigkeiten werden als letztes entwickelt. Drei- bis Vierjährige haben große Schwierigkeiten, einen Takt mitzuklatschen oder im Takt zu laufen. Bis zum sechsten Lebensjahr kann eine zeitliche Dauer nicht exakt wiedergegeben oder ein Metrum gehalten werden. Ungefüllte Zeiten (Pausen) können metrisch nicht eingebunden werden. Der Zeitbegriff entwickelt sich erst zwischen fünften und achtem Lebensjahr. Hier zeigen sich dann deutliche Verbesserungen in der Fähigkeit, ein konstantes Metrum beizubehalten und Temposchwankungen zu erkennen. Aber selbst Zwölfjährige können noch Schwierigkeit mit dem Metrumverständnis haben. Die Ausbildung harmonischer Hörfähigkeiten ist gegenüber den anderen Faktoren ein klarer Akkulturationsprozess, der sich über

mehrere Jahre erstreckt. Die heute vorliegenden Studien legen den Beginn der harmonischen Differenzierungsfähigkeit etwa mit Erreichen des siebten Lebensjahres fest. Damit liegen die Möglichkeiten einer gezielten musikalischen Arbeit etwa im Bereich des zweiten bis dritten Grundschuljahres. Man sollte sich allerdings vergegenwärtigen, dass hier bereits die musikalische Geschmacksbildung im großen und ganzen abgeschlossen ist. Damit fällt dem Elternhaus und dem Kindergarten eine exponierte Stellung zu. Übrigens: Kinder können mit allen Formen von Musik konfrontiert werden. Je größer die Bandbreite des Angebotes, desto größer die Bandbreite der späteren musikalischen Landkarte. Im späten Kindesalter ab etwa 9 ½ Jahren vollziehen die Kinder einen großen inneren Wandel. Logisch-operative Denkvorgänge verstärken sich, die Phantasiewelt verschwindet zunehmend. Bewegungen zu Musik schränken sich bei beiden Geschlechtern (mehr bei den Jungen) deutlich ein, da die Kinder sich zunehmend beobachten. Dies führt durch Selbstkontrolle zu gehemmten und vorsichtigem Auftreten. Auch im Bezug auf das Singen. Durch das kritische Betrachten von Mitmenschen und dem Wahrnehmen von Fehlern an bisher akzeptierten Personen kommen neue Identifikationsfiguren zunehmend als Objekte der Verehrung ins Spiel: Thema Starkult. Lernen, auch musikalisches, geschieht zum Ende der Pubertät in der Regel durch den Nachvollzug logisch-sinnvoller Gedankengänge. Bleibt zum Abschluss noch die Pubertät. Die musikalische Geschmacksbildung ist hier bereits abgeschlossen, und es ist oft nahezu unmöglich, Musik zu machen, die die Jugendlichen nicht auf Anhieb mögen. Welches Fazit lässt sich ziehen? Unsere musikalischen Prägungen liegen sehr früh fest. Das, was wir als Heimatklänge benennen, ist die Musik, die wir bis spätestens zum achten Lebensjahr vor allem hörend aufgenommen haben. Ist dies ausschließlich eine bestimmte Musiksparte, werden wir später uns nicht bekannte Musik auch ablehnen. Musikpädagogisch ist daraus schon seit Jahren abzuleiten, dass wir Musik nicht aus unseren Lehrplänen herausnehmen dürfen, und die Frage, ob Schüler Musikunterricht haben sollen, nicht Ihrer oder der Entscheidung der Eltern überlassen dürfen. Außerdem ist eine musikalische Früherziehung

hung nicht nur sinnvoll, sondern eigentlich zwingend notwendig. Kindergartenmitarbeiter sollten grundsätzlich in diesem Bereich geschult sein. Wer nicht bis zum zehnten Lebensjahr mit möglichst viel Musik der unterschiedlichsten Musikrichtungen in Berührung gekommen ist, wird sein Leben lang mit einer Schmalspurprägung durchs Leben laufen. Wenn wir in Kirchen groß geworden sind, haben wir übrigens zumindest eine größere Chance, mit Musik in Berührung zu kommen. Auch wenn diese meist auch nur ein kleiner Ausschnitt dessen ist, was Musik ausmachen kann. Immerhin wird aktiv gesungen. Lasst uns deswegen dafür eintreten, dass die musikalischen Heimaten unserer Kinder und Enkel vielfältig sein können. Das geht nur über möglichst viel und unterschiedliche Musik, die hörend und aktiv erlebt werden will, damit wir neuen oder ungewohnten musikalischen Formen, denen wir in unseren Leben begegnen, zumindest aufgeschlossen gegenüberstehen. herausnehmen dürfen, und die Frage, ob Schüler Musikunterricht haben sollen, nicht Ihrer oder der Entscheidung der Eltern überlassen dürfen. Außerdem ist eine musikalische Früherziehung nicht nur sinnvoll, sondern eigentlich zwingend notwendig. Kindergartenmitarbeiter sollten grundsätzlich in diesem Bereich geschult sein. Wer nicht bis zum zehnten Lebensjahr mit möglichst viel Musik der unterschiedlichsten Musikrichtungen in Berührung gekommen ist, wird sein Leben lang mit einer Schmalspurprägung durchs musikalische Leben laufen. Wenn wir in Kirchen groß geworden sind, haben wir übrigens zumindest eine größere Chance, mit Musik in Berührung zu kommen. Auch wenn diese meist auch nur ein kleiner Ausschnitt dessen ist, was Musik ausmachen kann. Immerhin wird aktiv gesungen. Lasst uns dafür eintreten, dass die musikalischen Heimaten unserer Kinder und Enkel vielfältig sein können. Das geht nur über möglichst viel und unterschiedliche Musik, die hörend und aktiv erlebt werden will, damit wir neuen oder ungewohnten musikalischen Formen, denen wir in unseren Leben begegnen, zumindest aufgeschlossen gegenüberstehen. ■

Thomas Nowack



Geschichtenlieder

Die musikalische Sozialisation beginnt ja zumeist recht unfreiwillig, nämlich mit den Eltern. Und so kam es, dass sich meine musikalischen Grunderfahrungen irgendwo zwischen Richard Clayderman, den Beatles und Bach bewegten. Als Gemeindepädagoge schrieb mein Vater hunderte von Liedern welche er regelmäßig an mir erprobte. Also, wenn einer von euch mal Kleinkinder-, Kinder-, Weihnachts-, Oster-, Pfingst-, Martinstag- oder Egal-für-was-Lieder sucht , so wende er sich vertrauensvoll an mich. Meine Mutter hingegen brachte mir Unmengen an Volksliedern bei und so kam es, dass ich für mein zartes Alter (Jahrgang ’83) über einen – wie eine meiner Musiklehrerinnen in der Schule feststellte – erstaunlich großen Volksliederschatz verfügte. Ja, ich kenne sie, ja ich kann sogar fast immer die erste und die zweieinhalbte Strophe auswendig singen! Mit ungefähr neun Jahren formierte sich dann bei mir so etwas wie ein eigenständiges Interesse an Musik. Das heißt, die Musik an sich war mir eigentlich egal – ich wollte Geschichten hören. Reine Musikmusik fand ich sehr langweilig. Ich wollte etwas erzählt bekommen, etwas, das ich ganz unmittelbar verstehen konnte. Damit fielen schon mal alle nonverbalen Lieder und Lieder mit englischen Texten weg. Und so hießen meine Kindermusikstars: Daniel Kallauch, Hella Heinzmann und Reinhard Mey. Vielleicht ist meine damalige Liedermachervorliebe meinem kulturellen Hintergrund zu verdanken: Sachsen. Für alle Nichtsachsen sei an dieser Stelle erklärt, dass wir über eine erstaunlich große christliche Liedermacherszene verfügen – sogar mit eigenem Festival. Die sächsische evangelische Jugendarbeit hat zum Beispiel eigene Liederbücher, welche zu großen Teilen aus Theo-Lehmann-Texten bestehen. Jedes Lied eine Predigt!

Jawohl!! Der innerchristliche Kulturschock hätte nicht größer sein können, als ich – fern der Heimat – in Berlin zum ersten Mal mit Lobpreisliedern konfrontiert wurde. Bis heute fällt es mir sehr schwer, einen Zugang zu hoherhobenen Lämmern auf ominösen Thronen zu bekommen. Und ja, ich bin der Meinung, ein Lied darf auch sechs Strophen haben und nicht nur fünf Zeilen permanent zu wiederholende Mantras. Ein Hoch auf Paul Gerhardt!!! In der Schule, Anfang der 90er, begegnete ich einem weiteren musikalischen Phänomen – den Boygroups. Alle waren plötzlich Fans. Ich bemühte mich schwer, ein Fan der Backstreetboys zu werden, aber so richtig wollte mir das nicht gelingen. Die sangen Englisch, ich verstand nichts, es gab keine Geschichten – langweilig. Meine Freundinnen begannen Fanordner zu gestalten, Fotos von süßen Backstreetboys, Bravo-Artikel usw. Ich beugte mich dem Gruppendruck, allerdings nur was die Fanordner anbelangte, nicht musikalisch! Mein Boygroupersatz hieß: Musicals. Für mich eine Offenbarung. Da gab es Geschichten zu jedem Lied. Stundenlang spielte und sang ich in meinem Zimmer die Geschichten nach. Akribisch führte ich meinen Musical-Fanordner: Liedtexte, Bilder, Zeitungsartikel. Und heute? Die Fanordner versuche ich gerade bei ebay zu verticken, doch die Sehnsucht nach Musikgeschichten habe ich noch immer. Allerdings brauche ich heute keine Texte mehr, um die Geschichten in der Musik zu hören, aber nach wie vor brauche ich Musik, die mir etwas erzählt. ■

Katharina Philipp

Soundtracks meines Lebens:

Amselgesang zum Einschlafen

- Händels Konzert für Harfe und Orchester mit Nicanor Zabaleta
- Bachs Brandenburgisches Konzert G-Dur, BWV 1048
- „Petite Fleure“ von Sidney Bechet, gespielt von Chris Barber’s Jazz Band

Auch das fünfte und letzte Kind unserer Familie – ich – musste Blockflöte und Klavier lernen und wurde hin und wieder in (langweilige) klassische (Chor)-Konzerte mitgenommen. Eigentlich spielte ich viel lieber draußen Winnetou und Old Shatterhand mit meiner Nachbarin. Dennoch verhinderte meine diesbezügliche Unlust nicht, dass ich mir immer wieder zwei Schallplatten auflegte, dazu sang und tanzte, wenn ich allein war: Händels Konzert für Harfe und Orchester mit Nicanor Zabaleta und den 1. Satz aus Bachs Brandenburgischem Konzert. Diese Melodien kann ich heute noch auswendig und sie lösen immer, wenn ich sie überraschend im Radio höre, große Freude in mir aus – auch das ist ein Stück Heimat. Wie schön: DIESE Heimat vergeht nicht!

Übertroffen wurde und wird diese Musik aber von kleinen schwarz gefiederten Künstlern: Mein Kinder-Schlafzimmer befand sich unter dem Dach unseres uralten Fachwerkhauses. Und genau auf dem First des Daches über meinem geöffneten Fenster sang jeden Abend eine Amsel so wunderschön, Herz erweichend und Seele beruhigend, dass ich friedlich einschlummern konnte.

Und o Wunder: Auch DIESE Heimat ist bis heute mit mir gezogen! Wenn es nicht gar so feucht und kalt ist wie in diesem Frühjahr, sitze ich möglichst jeden Abend bis zum allerletzten Amsel-Triller auf unserer Terrasse, genieße die wahrhaft göttlichen Töne, atme dazu tief die köstlichen Frühlingsdüfte ein – und bin schon fast im Himmel.

Als ich etwa zwölf Jahre alt war, brachte meine große Schwester nebst ihrem Verlobten auch dessen „Mariahilfapparat“ (ein geschlossener Plattenspieler für Singles, in den man die Scheiben genau so einschob, wie heute die CDs in den Auto-Player. Er war auch für Ungeübte leicht zu bedienen, und die Platten wurden vor Zerkratzen bewahrt.) und seine von unseren Eltern nicht unbedingt abgesegnete Plattensammlung mit. Darunter gab es so „schlimme“ Sachen wie Elvis und Bill Haley, aber auch Sidney Bechets „Petite Fleur“, gespielt von Chris Barber’s Jazz Band. Und das ist nun mein letzter musikalischer Begleiter durchs Leben, denn wo und wann hört man ihn bzw. Bearbeitungen von ihm NICHT?

Zur Beantwortung der Frage bezüglich der Identifikation eines Menschen über Musik möchte ich das bereits abgegriffene Beispiel der Klassik liebenden Mörder des Dritten Reiches zitieren. Oft wird ja behauptet, dass Klassik edle Musik sei, die durch Hören und Ausüben auch edle Charakter forme. Das gibt es tatsächlich, aber eben auch das krasse Gegenteil. Auch wenn Mozarts Musik im Kuhstall entspanntere Kühe und mehr Milchleistung verursacht, funktioniert es nicht unbedingt bei Menschen. Gut, die Liebe zu einem gleichen Musikstil schafft Gruppenzugehörigkeit, aber dennoch sind und bleiben die einzelnen Menschen Individuen mit zahlreichen weiteren Prägungen, so dass man sie meiner Meinung nach nicht ernsthaft auf ihre Musikvorlieben reduzieren darf – nur vielleicht mal als „sportliche Übung“. ■

Elisabeth Rex



Heimat- gedanken – mal heimlich, mal fremd

■ Bei allem Missbrauch löst der Begriff Heimat immer noch eine Sehnsucht aus. In welchen Kreisen ich mich auch bewegt habe, – ich habe mich nirgends beheimatet gefühlt. Beheimatet fühle ich mich bei meiner Frau, in der Musik und im Glauben. Heimat kann sehr fremd sein. Heimat drückt sich für mich aus in einem Gefühl der Zugehörigkeit.

Joschi Krüger

■ Die fremde Heimat birgt ferne Welten, die erzählt werden wollen. Sage mir Deine Geschichte, erzähle von Deiner Heimat, dem Brot, dass Ihr dort esst. Ich höre, schmecke Deine Welt. Dein Brot wird mein Brot, wir teilen und erfahren unsere Hei-
maten. Teil und Teil wird mehr als ein Ganzes, die Fülle.

Anke Schupp

■ Heimat gibt es nur, weil ich auch die Fremde kenne. Ich empfinde heimatliche Gefühle dann am stärksten, wenn ich mich an einem andern Ort fremd fühle. So kann es geschehen, dass ich mich auf der Welt fremd fühle und mich dann nach meiner himmlischen Heimat sehne. Wenn die Fremde ihre Fremdar-
tigkeit verliert, verliert die Heimat ihre Anziehungskraft. Fehlt mir darum oft die Sehnsucht nach dem Himmel?

Anita Sieber Hagenbach

■ Heimat war lange Zeit da, wo meine Mutter war. Heimat war zwiegespalten, voll Fürsorge und liebevollen Vereinnahmens. Als das wegbrach, war ich heimatlos. Und musste neu suchen, was jeder weiß:
Heimat ist in mir und in dem, der mit mir geht.
Der mich hält und weiß, wo ich bin.

Edeltraud Rupek

■ Solange ich zu Hause bin, fühle ich mich fremd. Immer erst in der Fremde erahne ich, was Heimat ist. So bleib ich doch eine Fremde – mit einer Heimat im Himmel.

Eva-Maria Admiral

- Ich verbinde damit:
1. Die Begrüßungsworte: »wogohsch no?« und dann wirres Kleinmädchengekicher – von einer aus Bad Homburg, deren Eltern als Akademiker striktes hochdeutsch sprechen, und der Anderen, deren eltern 50km von Wien entfernt aufgewachsen sind und die natürlich den dortigen Dialekt reden – und die beide die rätselhaften Gutturallaute überhaupt nicht deuten, übersetzen können.
 2. Auf der weiterführenden Schule als Nordseekinderkuraufent-
haltlerin 2 wochen später als alle anderen eingeschult und des-
halb auch in den Pausen Einzelgängerin; von einer Schwäbin-
mitschülerin angesprochen, die ihrer Mutter sagte: »bei uns ist ein Mädchen neu, die geht in der Pause immer alleine rum« – die Antwort der Mama: »HA; DANN GANG HALT DU MOL NO ZU ’RER« – die Freundschaft hält bis heute.
 3. Die kleinteilige Hügeles- und Täleslandschaft Gebersheims, in die ich von meinem Verehrer sonntags spazieren geführt wurde und die mich auf gerade – so kleinteilige Kleinkarierteit der Be-
wohner schließen ließ, was mich nicht davon abhielt, den Mann zu heiraten und gerade dort ein Haus in Eigenleistung zu bauen.

4. Das langwierige Aneignen genau dieser Landschaft durch zeichnen, skizzieren; mein Verorten in der Unendlichkeit in Beobachtungen, Begehungen, Ausschnittsuchen, Ausschnitt-
wählen, Ausschnittaneinanderreihen, stunden-und tagelangen Malprozessen: jetzt ist das meine Heimat, mitsamt der Sprache, die ich kennen- und liebengelern habe.
5. Den Entwurf mit der inneren und der ewigen Heimat habe ich – nur als mail – gelöscht ...

Renate Gross

■ Die Aufforderung, etwas zum Thema „Heimat-Fremde“ zu schreiben, löst bei mir einen Reflex aus. Unzählige Male habe ich schon den Aufsatz von Fulbert Steffensky zitiert, um zu erklären, was einen sakralen Raum ausmacht. Es ist die beste Erklärung, die ich kenne – jedenfalls für unsere Gegenwart.

Ulrich Arndt

■ Der heilige Raum ist der fremde Raum,
nur in der Fremde kann ich mich erkennen.
Der Raum erbaut mich,
insofern er anders ist als die Räume,
in denen ich wohne, arbeite und esse.
Ich kann mich nicht erkennen;
ich kann mir selbst nicht gegenüber treten,
wenn ich nur in Räumen und Atmosphären lebe,
die durch mich selbst geprägt sind,
die mir allzu sehr gleichen
und die mich wiederholen.
Die Räume, die mich spiegeln –
das Wohnzimmer, das Arbeitszimmer –
gleichen mir zu sehr.
Der fremde Raum ruft mir zu: Halt!
Unterbrich dich! Befreie dich von deinen Wiederholungen.
Er bietet mir eine Andersheit, die mich heilt,
gerade weil sie mich nicht wiederholt,
sondern mich von mir wegführt.
(Fulbert Steffensky, aus „Der Seele Raum geben“, 2003)

Heimat:

Kind-Sein, Geborgenheit –
die umgebende Natur – die „ewigen Spielgründe“,
vertraute Gerüche und Geräusche der Natur und im Haus,
da, wo ich in freundlich-friedlicher Bindung in Ruhe gelassen
werde, träumen und kreativ sein darf

Elisabeth Rex

Heimatgedicht

Die Erderwärmung hat ihn dahingeschmolzen,
den Kalten Krieg.
Zwei Kohlen und eine Möhre sind noch da
und eine rostende Kalaschnikow im Garten.
Der warme Frühlingsregen am Fenster
sucht nach mir, dem letzten kalten Krieger.
Im Herzen zwei Länder,
sieht meine Landkarte anders aus als deine,
weiße Flecken statt blühender Landschaften
und die Hoffnung, es wäre Schnee.

Gerrit Pithan

Meine italienische Kindheit

Abgekochtes Wasser hieße aqua destillato,
das dürfe man dort nur trinken
und natürlich Wein, wie in Meran,
wo es im Lazarett ganz lustig gewesen sei.

Aber Vorsicht, selbst gesichert,
könnte sich immer ein Schuss lösen,
aus diesen italienischen Gewehren.

Ich war vielleicht fünf oder sechs,
als mein Vater mir davon erzählte,
wie er so mit 18 als Soldat,
irgendwo am Po,
fast tödlich verwundet wurde.

Udo Mathee

Heimkehr

Heimat?
Aufgewachsen sein?
Sich zugehörig fühlen?
Vertrautheit außen und innen?
Verwurzelt?
Fremde.
Suchend sein.
Sich ausgeschlossen empfinden.
Unsicherheit außen und innen.
Verwaist.
Heimat!
Geliebt sein!
Sich geborgen wissen!
Ganzheit außen und innen!
Verwandelt!

Lena Franke

Eigentlich wollte ich einen Artikel über mich und meine Familie schreiben. Hat sich angeboten. Räumlich spannend. Unsere Tochter ist mit zwölf Jahren ausgezogen, um auf die Artistenschule in Berlin zu gehen. Für unseren Sohn (14) steht fest, dass er auf ein Skigymnasium will. Die gibt es naturgemäß eher im Süden. Da wird es schwierig, weiter gute Beziehungen zu pflegen. Im Gespräch sagte mir ein Bekannter: „Kein Problem – ihr könnt ja skypen.“ So einfach der Gedanke war, per Videotelefonie Kontakt zu halten, war es unbefriedigend, und ich habe darüber nachgedacht, was mir daran stinkt. Früher lautete das olympische Motto: Dabeisein ist alles. Dann sagte Niklas Luhrman, dass Dagegensein eine Form des Dabeiseins ist. Die Protestkultur der 68er ff! Heute sind wir nicht mehr dabei, sondern möchten, dass die anderen wissen, dass wir dabei sind. Präsenz zählt: Nicht, dass wir dabei gewesen sind, sondern jetzt dabei sind. Das erzeugt einen Druck – wie bei ebay – mitmachen, mitsteigern, sich rein steigern, bis man irgendeinen gebrauchten Scheiß über Ladenpreis ersteigert hat. Plus Versandkosten und ohne Garantie. Wettbewerbsdenken. Freunde treffen sich: Da wird bei Starbucks in London der Kaffeebecher (ja, man bekommt Pappbecher für umgerechnet sechs Euro) fotografiert und sofort gepostet. Was ich in diesem Moment bei dem Versuch eines Dialoges real postuliere, wird überhört. Darum beschließe ich, es den anderen Dreien am Tisch per WhatsApp mitzuteilen – und bekomme sofort Feedback.

Auf der Kulturbörse in Freiburg wird auf mehreren Bühnen parallel Liveprogramm gezeigt. Die Aufmerksamkeit ist jedoch dort deutlich höher, wo die Besucher in der Messehalle vor Fernsehern stehen. Man merkt an meiner Wortwahl, dass ich noch einer analogen Generation angehöre. Allerdings finde ich, dass das Wort „Fernseher“ deutlich mehr kommuniziert als Bildschirm oder Screen. Der entscheidende Unterschied ist nämlich, dass ich fern bin vom Eigentlichen. Ich kann vielleicht irgendwie reagieren – muss aber nicht. Realitätsflucht. Unser Leben, unsere Umwelt, ist zu komplex geworden, um sich mit allem auseinanderzusetzen. Darum sind wir zwar gern informiert – oder geben das vor – aber möglichst nicht involviert. Besonders gut darin ist die Spezies, die sich Christ nennt. Denn wir haben bereits Übung im Verhalten mit mehreren Realitäten. Ist

nicht unser Alltag eine Art Matrix aus Sicht des Gottesdienstbesuches, eine gespielte Realität? Unser Problem mit den neuen Medien ist, dass Gott uns einen klaren Auftrag gegeben hat und wir zum Handeln aufgefordert sind, nicht zum Konsumieren. Darum geben wir meist gleich auf – in der Regel mit dem inneren Argument, dass alles zu viel ist. Das ist etwas einseitig dargestellt. Das Ganze hat zwei Seiten. Natürlich gibt es den Gegenpol für meine Generation. Ja, unter meinen Facebook-Freunden sind Menschen, die ich tatsächlich kenne und manchen sogar real begegne. Das alles kann auch ein Hilfsmittel sein, um eine immer komplexere Welt, Beziehungsgeflechte und Anforderungen zu bewältigen. Ich höre in meinen Gedanken einen erleichterten Seufzer. Ja, das sehe ich auch so.

Telefone heißen heute „Smartphones“. Warum Smartphone? Die Inhalte, die gesendet oder empfangen werden, sind – großzügig ausgedrückt – zum überwiegenden Teil alles andere als smart. Die Geräte dienen immer weniger der Kommunikation. Wer ein I-Phone hat, weiß um die (nicht vorhandene) Sprachqualität. Wer bei WhatsApp dabei ist, weiß, dass „haha, hehe“ diverse Smileys sind, und das zwangsweise Teilhaben an Alltagsbanalitäten Hauptbestandteil ist. Das nehmen wir in Kauf. Es geht nicht mehr erstrangig darum, gehört zu werden und den Anderen zu verstehen. Worum geht es dann? Warum posten wir Dinge, ohne sie zu adressieren? Das Meiste wird in diesen Medien versandt, ohne dass wir darüber nachdenken, wer es bekommt oder bekommen soll. Kommt es wirklich nur auf die Zahl der Leser an? Bedeutet Heimat, quantitativ wahrgenommen zu werden? Ist es wirklich dieses klassische Motiv, sich selbst mehr zu spüren,

weil man wahrgenommen, „geliked“ wird? Oder ist es die Angst vor dem Tod, sich irgendwie festhalten wollen? So wie Philippe Poisel singt: „Ich hab furchtbar Angst vorm Tod. Ich hoff‘ ich bin dort nicht allein.“ Das ist übrigens ein Lied, das man gehört haben sollte. Der Titel lautet: „Froh dabei zu sein“. Das alles wäre ein Erklärungsmuster, aber dieses Muster basiert auf einem Menschenbild, das aus der analogen oder voranalogen Generation stammt. Das stimmt aber nicht mehr. Denn dabei gehe ich von dem Gedanken aus, dass es Realität und virtuelle Realität gibt. Für die jetzige Generation gibt es diesen Unterschied nicht mehr. Viele Menschen leben tatsächlich im Netz. Etwas ist nicht mehr passiert, wenn es nicht dokumentiert und von anderen wahrgenommen wurde. Unser Erleben wird konsequent outsourced. Bei Bildern, wie von der Eröffnung der Olympiade, dem Einmarsch der Sportler, von denen fast ausnahmslos jeder eine Kamera oder ein Handy hochhält, um alles zu filmen, wurde mir eins klar: Letztlich halten sie sich selber hoch. Jeder will dokumentieren: ICH bin dabei. Ich dokumentiere, also bin ich! Ob die jetzige Generation irgendwann einmal enttäuscht sein wird, weil sie die Momente mit Dokumentieren statt Erleben verbracht hat? Konsequenterweise werden die erfolgreichsten Produkte mit „Ich“ benannt. Die Generation Golf ist schon lange von der Generation „i“ abgelöst. Ob es Understatement ist, dass das „I“ kleingeschrieben wird oder eher mit Markenrecht zu tun hat, konnte ich nicht recherchieren.

Ich mag die neuen Medien. Es macht mir aber Angst um die Zukunft, wenn die Grundlage – echte Beziehungen, Wahrnehmung, das Leben als solches immer weniger Raum einnehmen, wie das gerade in der Wirtschaft sehr schnell geht. Virtuelle Unternehmen und „neuer Markt“, nicht physische Arbeit boomten und wurden gehyped. Und stürzen brutal ab. Die Realität, sogenannte „Realwirtschaft“, muss dann die Kosten übernehmen. Wenn allerdings ganze Generationen virtuell leben, gibt es keinen realen Sektor mehr, der das auffangen könnte. Die Ichbezogenheit widerspricht sogar in der Wirtschaft jeder konsequenten Logik. Wer sich nicht am Kunden und dessen Wohlergehen ausrichtet, kann langfristig keinen Erfolg haben. Das Problem ist, wenn Menschen kurzfristig so viel verdienen, dass es Ihnen scheißegal ist, was langfristig passiert und sie für nichts haften.

Gilt gleiches nicht auch für Beziehungen? Investiere ich Mühe, Zeit und Arbeit in Beziehungen und gehe ich sinnvoll mit Enttäuschungen um, wenn ich durch ein paar Klicks hunderte von likes bekomme? Wenn vielleicht Hunderttausende meinen Videoclip ansehen, wenn ich massenhaft geteilt werde? Warum so mühsam, wenn es so einfach sein kann. Die Generation, die vor Bildschirmen aufgewachsen ist, unterscheidet da nicht, sondern zweiundzwanzig likes sind eine emotionale Bereicherung. Finden wir das gut? Wollen wir die Zukunft so? Können wir etwas verändern? Tut mir leid, ja, wir können. Jeder Jugendliche, dem wir real zuhören, jedes Kind, für das wir uns Zeit nehmen (und selbst wenn es das eigene ist), jede Freundschaft, die wir kultivieren, ändert die Zukunft. Skypen reicht mir nicht aus, um zu erleben, wie meine Kinder aufwachsen. ■

Klaus Kreischer



Augenblicke

Gedanken nach der RAD-Tagung 2013

Das Auge ist das Fenster der Seele ...
... öffnet uns die Herzensläden,
lässt uns in den anderen hineinschauen,
hindurch schauen, weiter schauen, von uns weg schauen ...
durch die Iris der individuellen Seelenfarbe,
gebündelt in der Pupille, die ins Schwarze des Lebensdartboards
trifft, dem „Bull's Eye“. Und es ist ein reflektierendes Fenster,
eins, in dem wir uns spiegeln.

Dies hat mich bei diesem RADtreffen wieder so berührt, das
Auge des anderen. In der Begegnung mit euch, schon lange
gekannt oder neu kennen gelernt, ist es immer wieder das Auge,
welches „spricht“, nicht die Worte oder nur ein wenig die Worte.
Eure Augen waren mir oft ein Spiegel, durch sensible Nerven-
bahnen mit dem Herz verbunden, von Fasern aus Interesse,
Verstehen und Annehmen, durchzogen. Selten erlebe ich so
viele spiegelnde Augen, nachempfindende Augen wie hier, beim
Treffen der RADfreunde in Schwäbisch Gmünd.

Meine Tränen, die manchmal ungewollt über die Ufer treten,
plötzlich und unerwartet, ausgelöst durch Gedanken, Kunst,
Worte, Musik, wurden mir in manchen Begegnungen unmittel-
bar gespiegelt, liebevoll beantwortet. Das ist kostbar! Wie
wertvoll ist diese Art von Austausch mit Menschen, die emp-
findsam mitempfinden, freudig mitfreuen oder mitleidend mit-
leiden. Unersetzbar sind diese Augen, in denen wir ein Zuhause
entdecken, eine Heimat finden. Heimat ist vielleicht örtlich zu
benennen, aber sie ist kein Ort!

Heimat ist ein Seelenzustand,
ein Zuhause der Gefühle,
tiefst empfundene Geborgenheit,
der Geschmack von Ewigkeit!!

Deswegen können wir Heimat auch so schwer begreifbar
machen. Sie ist nicht der Ort, sondern sie ist die Empfindung,
der Seelenzustand an diesem besonderen Ort!
Und dieser Ort kann auch in einem anderen Menschen liegen,
in der Musik, der Malerei, an der Töpferdrehscheibe, am Klavier,
auf einem Pferd, in der Natur, im Duft, in der Melodie, in der
Farbe, in der Bewegung, im Tanz, in der Berührung.
Er wird wahrgenommen, gefühlt mit allen unseren Sinnen!

Ein rotes Band zwischen Augen und Herz, ein rotes Band voll
Liebe, in dem wir Heimat finden und Heimat geben können!!

Ich danke für jede einzelne gespiegelte Träne an diesem
Wochenende, eine unendlich kostbare Perle!! Ich danke für jede
gespiegelte Freude, für jedes aufleuchtendes Glück!

Ein Stück Heimat!
Ein Spüren der Ewigkeit!

Das Auge ist das Fenster der Seele ...
... und kann uns Heimat sein. ■

Esther Hanna Bürger



Auftritt Charleston Bühne Dekoration



Radjournal: Irm, du hast auf der Tagung erwähnt, dass du mit der diesjährigen Deko vor 29 Jahren angefangen hast. Wie soll ich das verstehen? Bist du etwa älter als 29?

Irm: Charmante Frage! Nun ja, als ich zum Thema „Heimat“ meine Sand- bzw. Erdsammlung betrachtet habe, konnte ich tatsächlich beim Zurückrechnen feststellen, dass ich mit 14 Jahren das erste Mal Sand mit nach Hause genommen habe. Das war von der Nordseeinsel Amrum. Manchmal fängt man eben etwas früher an, sich auf eine Radtagung vorzubereiten.

Radjournal: Du hast Auftritte als Schauspielerin (Andrew+Loulou) aber du machst auch Marketing Beratung, kreative Produktwerbung auf Messen, und auf der Tagung wirfst du dich auf die Deko. Du hast auf jeden Fall ein Auge für das, was wirkt und zusammenpasst. Ist das ein Hobby? Oder kommt das vom Kostümdesign?

Irm: Vermutlich eine Leidenschaft. Ich liebe es, Lebensräume zu gestalten und lerne auch immer wieder dazu. Das ist sehr wertvoll und macht viel Freude. Dekorieren bedeutet ja, etwas „schöner machen“, sei es nun zeitlich begrenzt, wie beim RAD, oder nachhaltig. Dabei gilt es nach meinem Verständnis, sich aber nicht im Äußerlichen zu verlieren, sondern gezielt Akzente zu setzen, die Atmosphäre ausstrahlen und Freiraum lassen. Gleichzeitig sollten die Bedürfnisse der Menschen dieses Lebensraumes wahr- und ernst genommen werden. Es mag vielleicht etwas seltsam klingen, aber die schönste Deko auf Gottes Erdboden ist meiner Meinung nach trotzdem immer noch der Mensch, oder?

Rad: Jetzt, wo du es sagst ... Ja, doch. Obwohl, es gibt da Typen ... Aber lassen wir das. Wie sieht es bei jemandem, der gerne Kostüme entwirft oder einem Deko-Fan zu Hause aus? Ich habe gehört, dass euer Bett im Badezimmer steht, dass eure Innentreppe ein riesiges Bücherregal zu sein scheint. Fällt das Putzen dann unter den Tisch? Und wie stehen eigentlich dein Mann und deine Tochter zu deinen Deko-Träumen?

Irm: Bis jetzt sind mein Mann und meine Tochter recht zufrieden mit mir, was unser Wohnkonzept angeht: Durch alle Stockwerke zieht sich ein Eichenparkett, viel Glas, das natürliches Licht zulässt, viel Weiß und leichtes Creme in unterschiedlicher Form und Struktur. Seit neuesten haben wir manche Zwischen- und Nordwände in Palazzo 45 gestrichen – meinem persönlichen Lieblingsgrau. Dazu kommen mindestens 40 Kis-

sen und 10 Decken, die im ganzen Haus verteilt sind – für den Kuschel- und Wohlfühlfaktor – und circa 90 Lampen und Spots für das jeweilige richtige Licht. Ein Gästezimmer „stand by“ gibt es auch. Nicht schlecht zu wissen, oder? Allerdings steht unser Bett nicht im Badezimmer, wir haben schon ein eigenes, gemütliches Schlafzimmer unter dem Dach. Im Bad befindet sich ein zusätzliches Doppelbett mit Kissensalat. Es ist sehr entspannend, wenn man von der Badewanne direkt ins Bett schlüpft! Was das Bücherregal angeht, ja das stimmt. Ich liebe Bücher! Es gibt auch einen eigenen Bereich für Radliteratur. Ein Teil vom RAD für’s ganze Jahr. Das mit dem Putzen ist so eine eigene Sache. Leider ist Staub keine Deko, oder?

Radjournal: Vielleicht, wenn man ihn bunt besprüht? Bist du in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen und allmählich in den Glauben hinein gewachsen oder hat Gott dich irgendwann mit einem ausgefallenen Kostüm bezirzt?

Irm: Das wäre ein Spaß gewesen! Leider war es nicht so. Ich bin katholisch sozialisiert im oberfränkischen Bamberg aufgewachsen. Später hatte ich die Gelegenheit, mich auch noch einmal bewusst zu entscheiden. Das war sehr gut so.

Radjournal: Vielen Dank, Irm. Bin gespannt auf die RAD-Deko 2014.

Irm: Es ist immer sehr aufregend, welches Thema es sein wird. Auf jeden Fall freue ich mich schon wieder sehr auf meine „RAD(ler)-Heimat“! Die Tagung ist für mich jedes Jahr ein echtes Highlight! Vielen Dank an meine Familie und an alle RADler, die jedes Jahr auch bei der Deko mithelfen! ■

Das Interview führte Albrecht Gralle



Sie ist zierlich, blond, wirkt präsent und hat einen angenehmen Hauch Bayern in der Stimme, obwohl sie in Franken geboren wurde. Als Schauspielerin bietet sie Programme an, die eigentlich für zwei Leben reichen. Für das *Rad* hat sie neben einigen Auftritten während der letzten Jahre mit viel Engagement die Dekorationen rund um das jeweilige Thema organisiert. Dieses Jahr eine bayerische Ecke mit Biertisch und Maibaum. Die Päckchen auf den Esstischen mit heimatlichen Sandkörnern von den Stränden der ganzen Welt hat unserem Thema „Heimat“ die Krone aufgesetzt. Zuerst fegte Irm Baumann als schwarz gelockte Tänzerin aus den Zwanzigern mit ihrem Charleston über die Bühne und nachher erschien sie im Dirndl. Grund genug, der quirligen Schauspielerin mit dem nachdenklichen Blick ein paar Fragen zu stellen.

Ein Nachtmahr

von Gerrit Pithan



Ich wurde wach. Es war Nacht, nur der Mond strich mit seinen kühlen Fingern über die weiße Zimmerdecke. Genüsslich räkelte ich mich in der warmen Mulde, die ich mir im Schlaf geschaffen hatte. Gewohnheitsgemäß tastete meine Hand zu dem Platz neben mir, aber dort war es kalt und leer. Erstaunt öffnete ich die Augen ganz, so dass mein Blick auf die im Mondlicht fahlgelben Wände fiel. Ich hasse Gelb! das war der erste Gedanke, der mir durch den Kopf ging. Gelb, Gelb, Gelb, dachte ich. Und auf einmal: Kein Zimmer meiner Wohnung hat gelbe Wände. Unwillkürlich stemmte ich meinen Oberkörper hoch. Das Bett: fremd. Der Schrank: fremd. Die Deckenlampe: fremd. Es raste in meinem Kopf. Wo war ich? Wie war ich hierher gekommen? Als Kind hatte ich mit Schlafwandeln zu tun, aber das war viele Jahre her. Mein Herz klopfte, als wäre ich eine lange Strecke gerannt. Plötzlich erstarrte ich, im Nebenzimmer hatte es geknackt. Ganz Ohr geworden zwang ich mich die Räumlichkeiten zu erforschen. Stille, absolute Stille. Erst ganz langsam begann mein Ohr Geräusche aus dem Schweigen herauszuschälen.

Zuerst das gemessene Ticken einer großen Standuhr, dann das schläfrige Surren eines Kühlschranks, und schließlich hörte ich es atmen. Es mussten mehrere Personen in der Wohnung oder dem Haus sein, denn ich hörte verschiedene Atemrhythmen. Mit kaltem Schrecken in den Gliedern schwang ich die Beine aus dem Bett und tastete nach meinen Schuhen. Meine Hand griff instinktiv zum Fußende, um sich die Hose zu holen. Ich stutzte, das war nicht meine Hose. Ohne Licht zu machen stellte ich mich ins Mondlicht, um meine Kleidung zu inspizieren. Über der Unterwäsche trug ich ein weißes Hemd und eine lose Krawatte, in der Hand hielt ich eine schwarze Hose. Was waren das für Kleider? Ich trage nie Krawatten! Ich war doch direkt nach der Arbeit nach Hause gegangen, wie kam ich zu diesen Sachen? Die Verwirrung wandelte sich mehr und mehr zur Panik, aber ich zwang mich zur Ruhe, atmete mehrmals tief ein und aus und zog mich an.

Mein Herz schlug bis zum Hals und dröhnte in meinem Kopf, als ich die Türklinke berührte, aber sie öffnete sich ohne einen Laut. Ein Gang mit ein paar Türen sog meinen Blick auf. Wo war der Ausgang? Gab es überhaupt einen? Vorsichtig schlich ich zur ersten Tür, wobei ich mich dauernd umsah, als schleppte ich ein unsichtbares Verhängnis hinter mir her, aber das Schweigen blieb beharrlich, und nichts brach aus dem Dunkel der Wohnung hervor.

Die erste Tür stand weit offen, ein Kinderzimmer, wie ich schnell erkannte. Der kalte Mond beleuchtete vereinsamte Bauklötze, die wie nach einem jähen Unglück herumlagen. Ich wollte mich gerade abwenden, als ich ein Atmen aus dem Kinderbett vernahm. Mit einem sinnlosen Lächeln im Gesicht schlich ich näher. Ein kleines Bett stand vor mir, bei dem man die Gitter hochgezogen hatte. Wie friedlich sah dieser Kindheitskäfig aus! Bäuchlings lag dort ein pummeliges kleines Wesen, das nach Schlaf roch. Die Backen waren rot angehaucht, und das noch spärliche Haar schimmerte feucht. Das Kind hatte eine kleine geballte Hand durch das Gitter gestreckt. Ich beugte mich über die Hand, um sie zu streicheln, als ich zwischen den Fingern die Beine eines großen Insektes herausragen sah, die noch ein wenig

zuckten. Angewidert hielt meine Hand in der Bewegung inne. Ich suchte das Dunkel zu durchdringen, als ich bemerkte, dass das Kind die Augen geöffnet hatte und mich stumm beobachtete. Hastig und in Erwartung des Kindergeschreis floh ich zurück auf den Gang. Die Stille schwappte über mir zusammen. Ohne weiter auf das Vermeiden von Geräuschen zu achten, floh ich an anderen Türen vorbei hinaus, rannte durch das Treppenhaus, bis ich auf dem Bürgersteig einer stummen Straße stand. Ich lief durch die fremden Straßen und quälte mich mit den Fragen, wo ich war, in wessen Wohnung ich gewesen war und wie ich zu dieser Kleidung gekommen war. Die Häuser waren dunkel, die Straßen menschenleer; manchmal rannte ich mit hallenden Schritten, manchmal schlich ich nur grübelnd über das Pflaster. Schließlich kauerte ich im Eingang eines Geschäfts, als ein Polizeiwagen durch die Straße fuhr. Ich dachte erst, dass er weiterfahren würde, doch plötzlich leuchtete mich eine Taschenlampe an. Geblendet hörte ich, wie man nach meinem Namen fragte. Ich erklärte, dass ich mich verirrt hätte, aber in den Stimmen der Männer war kein Mitgefühl. Sie hielten mich für einen Säufer. Man packte mich in den Wagen und fuhr mich zu meiner Heimatadresse. Ich war fassungslos, es war gar nicht weit gewesen.


Mit zitternden Fingern schloss ich die Tür auf. Zu Hause! Ein Blick zeigte mir mein gewohntes Mobiliar, den Geruch meines Heims und meine Frau, die im Schlafzimmer tief und fest schlief. Vor Kälte und Angst zitternd streifte ich meine Kleider ab und kroch unter die Decke. Ohne wach zu werden drehte sich meine Frau um, bis sie mir zugewandt war. Ihre Hand legte sich auf meine Brust, und ein befriedigtes Seufzen taumelte aus ihren Träumen empor. Langsam entspannten sich meine Muskeln, als die wohlige Wärme in mich hineinkroch. Doch war immer noch etwas Unruhe in mir, so dass ich den Schlaf zurückdrängte. Ich schob ihren Arm vorsichtig beiseite, um im Badezimmer einen Schluck Wasser zu trinken. Kaltes Neonlicht strahlte auf mich herab, als sich das Glas füllte. Das Glas Wasser an den Mund gesetzt betrachtete ich mein Spiegelbild über dem Waschbecken, doch ich war es nicht. ■



RADTAGUNG 2013

Leopolds Visionen

von Albrecht Gralle



Leopold, der Prophet, saß auf der Terrasse und schloss die Augen. Endlich Frühling! Sonne auf blasser Haut, ein Marienkäfer, der sich rührend tapfer durch seine Unterarmhaare kämpfte. Das Zwitschern der Schwalben. Katzen, die lautlos Vogelnester umkreisten. Leopold trank einen Schluck aus dem Kaffeebecher und machte sich dann an die Arbeit. Er wollte endlich das alte Bild aus dem Rahmen befreien und ein neues hinein tun. Man konnte nicht ewig Chagall an der Wand haben. Nichts gegen ihn persönlich, aber auch die besten Bilder setzten mit der Zeit symbolischen Schimmel an, und als Prophet war er, was Bilder betraf, wählerisch. Als der Prophet den Metallrahmen abnahm und die Scheibe heraushob, glitt sie ihm aus der Hand und fiel auf die Terrasse. „Mist!“ Es blieb ihm nichts anderes übrig, als Schaufel und Besen zu holen und die Glassplitter einzusammeln. Fast hatte er es geahnt, dass er sich dabei schneiden würde. Prophetisch eben. Und so wanderten Glassplitter mit seinem Blut in die Altglaskiste unter der Spüle. Er setzte sich wieder auf die Terrasse, weil er eine leise Übelkeit spürte. Blut! Vorsichtig nippte er an seinem Kaffee,

dachte gerade daran, dass jetzt ein Mandelhörnchen willkommen sei, da kribbelte es unter seiner Kopfhaut, und er wusste, was jetzt passierte. Man hat ja nie richtig Feierabend als Prophet. Es rumpelte in der Küche. Leopold wartete. Etwas flog durch die geöffnete Terrassentür und kam nun in sein Blickfeld: Es war der Altglasbehälter. Er schwebte über den Tannen und kippte seinen Inhalt über seinem frisch gemähten Rasen aus: Zwei, noch klebrige Honiggläser, ein zerbrochenes Sektklas mit Verzierungen, die Splitter, die er eben entsorgt hatte, zwei Weinflaschen, aus denen es rot heraustropfte, ein geplatzter Taschenspiegel und ein gesprungenes Teeglas für fünfzig Cent.

Die Glasteile bewegten sich wie eine Wolke über dem Rasen, flogen zu Leopold, blieben in der Luft stehen, knisterten, klirrten und klingelten, dann sah er, wie sich sechs Splitter zusammentaten, als seien sie magnetisch aufgeladen und wie die Teile einen Engel schufen, einen splitternackten Engel.

Der Rest der Bruchstücke flog in den wartenden Behälter zurück, rauschte in die Küche und stellte sich an seinen Platz. Leopold, der Prophet, dachte noch, dass es diesmal eine ordentliche Vision sei, die sich selbst aufräumte, nicht wie neulich nachts, als sich Erde über den Wohnzimmertisch ergoss und liegenblieb. Der Glasengel folgte aber nicht dem Restglas, sondern blieb zurück, drehte sich in der Luft, zerlegte nebenbei weißes Licht in bunte Striche und warf einen transparenten Schatten gegen die weiße Wand. Eine Flügelspitze trug eine versprengte Verzierung. Leopold nahm ihn vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte ihn im Licht.

Dann sprach der Splitterengel.

Leopold fand, dass seine zarte, hauchige Stimme sogar eine leicht erotische Note besaß, im Gegensatz zu seinen spitzen Ecken und Kanten, mit denen er lieber nicht zu stark in Berührung kommen wollte.

„Ich bin dein Abfallengel“, hauchte er oder sie.

„Ich wusste gar nicht, dass es Abfallengel gibt“, sagte der Prophet, für den dieses Gespräch nicht so ungewöhnlich war. Gehörte zu seinem Berufsalltag.

„Alles kann zu einer Botschaft werden. Auch Eiter, Blut und Schweiß.“

Leopold dankte Gott im Stillen, dass ihm diese Botschaft erspart geblieben war und setzte den Engel auf dem Gartentisch ab.

Dem Engel gefiel die Luft aber besser und er fing wieder an zu schweben, drehte sich elegant um sich selbst und warf mit Licht um sich.

Der Engel ist absolut weiblich, dachte Leopold.

„Und was ist deine Botschaft, Glasengel?“

„Ich heiße übrigens Glasiella.“

Und was ist deine Botschaft, Glasiella?“

„Du bist von Engeln umgeben, Leopold, und weißt es nicht. Sanctus, sanctus, sanctus“, sang sie, und ihre Stimme wurde hell und scharf wie Glas. „Die ganze Erde ist voll mit Gottes Herrlichkeit.“

„Aber ich dachte“, sagte der Prophet, dass ... ahm ... also dass Gottes Herrlichkeit irgendwie vollkommen sei. Nicht so zerbrochen wie ein Haufen Glassplitter mit Honigresten und Blut.“ Noch während er es aussprach, schämte er sich. „Sorry, Glasiella, du selbst bist natürlich sehr schön ... auf deine Art. Irgendwie vollkommen, obwohl du aus ...“ Er schwieg. Jedes weitere Wort hätte alles noch verschlimmert.

„Danke“, sagte sie und warf ein Lichtbündel über die Schulter wie eine Frau, die ihre Haare kokett zur Seite streift. Dann fuhr sie fort:

„Es gibt diesen Schatz nur mit zerbrochenen Gefäßen, damit die Herrlichkeit Gottes auf allen Splittern tanze.“

Noch während sie sprach, verflüchtigte sie sich und flog als Nebel davon. Eine Weile blieb Leopold, der Prophet, sitzen und trank nachdenklich seinen Kaffee aus. Dann stand er auf, holte Pinselreiniger, einen Sekundenkleber, zog sich Handschuhe an, ging zum Altglas, nahm ein paar Stücke heraus, so wie sie waren, reinigte sie und klebte einen Engel aus den Splittern zusammen.

„Man muss diesen Visionen eine Gestalt geben, damit man sie nicht vergisst“, sagte er und blickte seufzend auf einen geschnitzten Holzkopf neben den Kochbüchern, aus dem eine Blume wuchs. Mit seinem Handy knipste er den Glasiellaverschnitt, druckte das Bild aus und klebte es in ein Buch mit dem Titel: Leopolds Visionen. ■

Mit Scherben arbeite ich

Mit Scherben arbeite ich
mit den Dingen, die da sind
in meiner Welt.

Scherben, die ein Zeichen sind
für die Zerstörung meiner Welt.

Da liegen sie, so scharfkantig
und spitz.

Scherben, die ein Ergebnis von
Missachtung und Gewalt sind.

Da liegen sie vor mir
und erzählen mir die Geschichten
der Vergangenheit,
die Geschichten der Tränen.

Sie werden nie mehr zu dem,
was sie einmal waren.
Die Zeiten der kostbaren Vase
sind vorbei,
das Sektglas ist zerbrochen
und auch das Marmeladeglas
hat seine ursprüngliche Form
verloren.

Sie sind nicht mehr das,
was sie einmal waren.

Sie sind nur noch Scherben,
sie haben ihren Wert
verloren.

Wenn ich Scherben sehe,
erlebe ich eine Zeit der Tränen,
der Vergänglichkeit.

Mit Scherben arbeite ich,
mit den Dingen, die da sind
in meiner Welt.

Ich versuche nicht,
die Vase wieder zusammen
zu kleben.

Aber die Tränen darüber
sind getrocknet,
die Trauer abgeschlossen.
Jetzt kann ich die Scherben
anders ansehen,
ihre eigenwillige Form
entdecken.

Wenn ich sie drehe und wende
und wenn ich sie zusammen bringe,
die Scherben
unterschiedlichster Herkunft –
die Scherben des Marmeladeglases
mit denen der Kristallvase –
wenn ich sie zusammen bringe,
kann ich neue Möglichkeiten
entdecken.

Zusammengebracht
werden sie zu einem neuen Bild
mit großen Visionen.

Wenn ich die Scherben sehe,
habe ich das Material für
einen Neuanfang.



Mit Scherben arbeite ich,
mit den Dingen, die da sind
in meiner Welt.

Ich schenke ihnen ein neues Thema
und lasse Neues
entstehen.

Atemberaubende Möglichkeiten
sehe ich.

All die neuen Figuren
und Formen
erhalten Leben.

Ich bearbeite sie nicht,
ich schleife und feile nicht.

Wie im richtigen Leben
nehme ich sie,
wie sie sind.

Ob ich mich schneide?
In der Scherbenkiste
haben sie sich
aneinander abgeschabt.

Es ist nicht gut,
dass die Scherbe allein sei.

Am schlimmsten schneide ich mich,
wenn das Glas frisch gebrochen ist.

Das ist nicht anders
als bei Menschen.

Ob ich mich schneide
als Scherbenkünstlerin?

Wann schneidet man sich
am schlimmsten:

in der Arbeit mit Scherben,
oder in der mit Menschen?

Wenn ich die Scherben sehe,
erlebe ich die Möglichkeiten
der Gemeinsamkeit.



Mit Scherben arbeite ich,
mit den Dingen, die da sind
in meiner Welt.

Bevor ein neues Kunstwerk
entstehen kann,

müssen die Scherben
geputzt werden,

gereinigt vom Schmutz
der Vergangenheit,

der an ihnen haftet.

Erst gereinigt
können die Scherben geklebt
und bemalt werden.

Gereinigt
erlebe ich die Transparenz
der Farben.

So gereinigt
kann das Licht des Himmels
seine Wirkung entfalten,
das Bild der Scherben
vervielfältigen –
und seine volle Wirkung
entfalten.

Das Licht projiziert
das Bild der Scherben
in den entferntesten Winkel.

Und je näher das Licht
dem Scherbenobjekt kommt,
desto größer und intensiver
wird die Projektion.

Wenn ich die Scherben sehe,
kann ich dem Licht des Himmels
bei der Arbeit zusehen.

Mit Scherben arbeite ich,
mit den Dingen, die da sind
in meiner Welt.

Ich sehe die neuen Möglichkeiten
mit dem ungewöhnlichen
Material.

Wie die Trümmerfrauen
fange ich ganz von
vorne an,
bin berauscht,
baue Skulpturen und Mosaik.

Ich sehe die Scherben.

Wie im richtigen Leben
gibt es viele Möglichkeiten,
sie zu platzieren.

Leg ich sie hier hin,
ist es richtig.

Kleb ich sie dort,
stimmt es auch.

Es gibt kein „richtig“
und kein „falsch“.

Nur das Bild
ist am Ende
ein anderes.

Klar und einfach
liegen sie vor mir.

Ich muss mich immer wieder
hineinsehen,
hineinfinden
in diese neue Welt.

Manchmal verliere ich fast
den Überblick,
wenn sie so klar vor mir liegen.

Ein Mosaik,
aber wo sind die Konturen,
wie soll es weiter gehen?

Ich brauche einen
Anhaltspunkt
und muss doch selbst
die Figuren
in der neuen Welt
erkennen lernen,
ihre Bedeutung
sehen.

Wenn ich die Scherben sehe,
erlebe ich viel Unsicherheit.

Mit Scherben arbeite ich
mit den Dingen, die da sind,
in meiner Welt.

Beim Bemalen der Scherben
erhält ein Objekt
seinen Charakter.

Die Farbe bringt es
zum Leuchten.

Doch muss das Objekt
nicht von allein
leuchten.

Das Objekt darf ganz
seinem neuen Thema entsprechend
sich selbst darstellen.

Beleuchtet wird es
von einer anderen Kraft.
Kein Glasobjekt schafft es
aus eigener Kraft zu
leuchten.

Wenn ich die Scherben sehe,
muss ich nicht mehr
aus eigener Kraft
selig werden. ■

Beate Poldermann



Schubert und die Champions League –

Tagebuchnotizen einer ganz „normalen“ Tournee



Köln, Overath, Berlin, Erfurt, Weimar – Schubert, Schostakowitsch, Brahms. Oberflächlich betrachtet sind dies die Eckdaten einer ganz normalen Konzerttournee des Klenke Quartetts – und wie geschaffen für ein Tour-Tagebuch. Die nackten Daten vermitteln jedoch einen falschen Eindruck. Im Laufe unserer Ensemblekarriere haben wir uns mehr als einmal gewünscht, ein fertig einstudiertes Programm an möglichst vielen Konzertsorten hintereinander routiniert abspielen zu können. Aber die Realität verwöhnt uns selten mit solch angenehmen Bedingungen. So war der Konzertmonat Mai 2013 wieder einer dieser typischen Klenke-Monate, nach denen man sich fühlt, als wäre man zweimal zu oft durch eine Drehtür gelaufen. Aber der Reihe nach:

Es ist der 2. Mai, und wir sitzen im Zug nach Köln. Vor uns liegt ein Monat mit fünf sehr unterschiedlichen Veranstaltungen – und einer besonderen Herausforderung, die sich drohend am Horizont abzuzeichnen beginnt: das Champions-Leaguefinale. Es fällt auf einen unserer Konzerts Termine. Das dürfte bei der Beteiligung deutscher Mannschaften, die sich abzuzeichnen beginnt, schwierig werden. Doch zunächst richten wir unseren Blick

auf die heutigen Unterrichtsstunden bei Harald Schoneweg in der Kölner Musikhochschule. Es mag ungewöhnlich klingen: Ein arriviertes Ensemble, dessen Mitglieder seit über zwei Jahrzehnten miteinander musizieren, nimmt noch Unterricht? Ja, ganz bewusst schlüpfen wir wenigstens einmal im Jahr in die Schülerrolle und stellen uns – bevorzugt mit einem gerade neu einstudierten Programm – den kritischen Ohren unseres Freundes, Mentors und Musikkollegen. Harald war Mitglied im legendären Cherubini Quartett und hat heute die Kammermusik-Professur an der Kölner Musikhochschule inne. Seine Impulse sind uns sehr wichtig und bewahren uns davor, eingetretene Pfade noch breiter auszutreten. Die Beweggründe, ihn heute aufzusuchen, heißen Schubert D 46 und Brahms op. 51/1. Das Quartett des 16-jährigen Schubert ist nicht nur Teil unseres neuen Konzertprogramms, sondern wird uns im Sommer auch ins Tonstudio führen. Deshalb muss es sich jetzt vor den kritischen Ohren unseres Lehrers bewähren. Mit dem c-Moll-Quartett von Brahms haben wir eine ganz eigene Geschichte: Mitte der 90er Jahre, am Anfang unserer Karriere, spielten wir es voller Leidenschaft, scheiterten damit aber grandios bei einem Wettbewerb. Also landete es für viele Jahre in der Schublade.

Brahms, der das Kunststück fertig brachte, den idealtypischen romantischen Tonfall in die strengen Kompositionsstrukturen der Wiener Klassik zu gießen, hinterließ seinen Interpreten einen handfesten Konflikt zwischen klassischer Klarheit und romantischer Klangschwelgerei. Heute wollen wir diese Herausforderung erneut aufnehmen!

Der Input ist wertvoll, wie immer. „Binnenspannung“ – allein dieser Begriff, den Harald auf Töne und Akkorde anwendet, eröffnet uns neue Sichtweisen, und es drängt uns, sie gleich in das Konzert des nächsten Tages einfließen zu lassen. Routine? Von wegen! Jedes Konzert wird zum Testfall für neue musikalische Ideen. Und so bringt uns in Overath ein altes Phänomen neu zum Staunen: Die Musik „macht“ etwas mit uns, wenn wir bereit sind, bis an die Grenzen des Möglichen zu gehen.

Bis zum 10. Mai, unserem nächsten Konzerttermin, ist produktive Zwischenzeit. Uns beschäftigen viele organisatorische Themen – in diesen Tagen so raumgreifend, dass sie uns regelrecht auffressen und die künstlerische Arbeit in den Hintergrund drängen. Projekte und Repertoire für die nächsten Monate und Jahre müssen durchdacht werden.

Just liegt eine Anfrage aus New York auf dem Tisch, die uns freut, aber Terminprobleme bereitet. Das herannahende Schulprojekt ist noch nicht vorbereitet, und auf den Workshop, den wir Ende des Monats halten werden, haben wir bisher keinen einzigen konstruktiven Gedanken gerichtet. Arbeit gibt es also mehr als genug, als das Anfang Mai noch drohend Unvorhersehbares plötzlich unsere ganze Aufmerksamkeit beansprucht. Für den 25. Mai ist in Weimar das Abschlusskonzert der Saison 12/13 in der von uns ins Leben gerufenen Kammermusikreihe AUFTAKT geplant – seit anderthalb Jahren. Wie soll man voraussehen, dass es jetzt durch eine übermächtige Konkurrenz bedroht wird: Das Fußballspiel des Jahrzehnts, die Champions-League-Partie zwischen Bayern München und Borussia Dortmund im Londoner Wembley-Stadion, hat Datum und Uhrzeit dreist gekapert! Treue Konzertgänger versichern uns in Anrufen und Gesprächen glaubhaft, an diesem Abend dem Fußball huldigen zu wollen. Statt eines zahlreichen Publikums droht uns nun also ein Stuhlkreis. Wir entscheiden uns, den Konzertbeginn auf 18 Uhr vorzuverlegen und im Anschluss das Fußballspiel im Konzertsaal zu übertragen. Was für die nächsten Tage bleibt, ist eine Menge Arbeit – Verhandlungen mit dem Saalbetreiber, Vorbereitung von Presseinformationen, Überkleben der Plakate – und die bange Frage nach dem Ausgang.

Gar nicht so einfach, den Blick wieder auf die künstlerische Arbeit zu richten. Das dritte Werk, das in diesem Monat auf dem Konzertprogramm steht, Schostakowitschs Streichquartett Nr. 11, ist uns in kürzester Zeit ganz besonders ans Herz gewachsen. Die Tonsprache, der Ausdruck von Einsamkeit, die schreiende Klage

und stille Trauer, der subtile Sarkasmus, die Doppelbödigkeit bewegen uns zutiefst. Deshalb wählen wir dieses Stück für einen besonderen Anlass aus: Am 10. Mai sind wir eingeladen, in der Berliner Humboldt-Universität auf der Gedenkveranstaltung anlässlich des 80. Jahrestages der Bücherverbrennung zu musizieren. Schostakowitschs Musik macht wie keine andere hörbar, was es bedeutet, wenn freies Denken an die Kette gelegt, gleichgeschaltet oder vernichtet wird.

Nicht nur das Champions-League-Finale rückt nun näher, sondern auch der dreifache Höhepunkt unseres Arbeitsmonats: ein musikalisches Schulprojekt in Erfurt, ein Workshop an der Hochschule für Musik „Franz Liszt“ und das durch den Fußball in Frage gestellte Konzert – drei ganz unterschiedliche Herausforderungen, die an nur zwei Tagen bewältigt werden wollen und uns in eine intensive Spannung versetzen.

24. Mai. 150 Paar Kinderohren – das sind 150 inspirierende Zugänge zur Musik von Schubert, Brahms und Schostakowitsch. Die Kinder staunen, als sie erfahren, dass der Teenager Franz im Alter von 16 Jahren Streichquartette komponiert hat; und wir staunen über die spannenden Geschichten, die uns die Kinder zu den Klängen von Schostakowitsch erzählen. Als Belohnung gibt es Ohrwürmer.

Am Vormittag des 25. Mai betreten wir Neuland. Mit einem Workshop für Musikstudenten und interessierte Konzertbesucher wollen wir einen Blick hinter die Kulissen unserer musikalischen Arbeit gewähren und anhand der Frage „Wie entsteht Musik?“ einen Bogen von der Probe bis zum Konzert spannen. Das Experiment gelingt und wird ein wunder-

bares Erlebnis für alle Beteiligten, welches im abendlichen Konzert seinen Höhepunkt findet.

Was wir drei Wochen zuvor nicht zu hoffen wagten, wird am Abend Realität. Die Leute strömen so zahlreich ins Weimarer Schießhaus (welch passender Name für unser Champions-League-Konzert), dass zusätzliche Stühle gestellt werden müssen. Die Mühe, das Konzert zu verlegen, hat sich doch ausgezahlt. Entlastet und glücklich füllen wir den Saal mit Klängen von Schubert, Schostakowitsch und Brahms. Und zum ersten Mal sind wir mit unserer Brahms-Interpretation im Reinen. Bei Brezeln und Bier verfolgen wir nach dem Konzert gemeinsam mit unserem Publikum die Ballakrobatik der Roten und Schwarz-Gelben. Wenn auch nicht alle Anwesenden mit dem Ergebnis zufrieden sind – es ist ein tolles Spiel.



Beim Abschluss dieser Tagebuchnotizen bekomme ich noch die Konzertkritik in die Hände. Beim Lesen huscht mir ein Lächeln übers Gesicht. Der Kritiker lobt unsere „Binnenspannung“. Er hat es gehört – wie schön! ■

Beate Hartmann

2.05. ... 10.05. ... 24.05. ... 25.05.



10 Tage Pro Christ

hautnah

Schon im Juni 2012 bekam ich eine Anfrage von der Geschäftsstelle Pro Christ: “Burkhard, wir würden uns sehr freuen, wenn du bei Pro Christ 2013 wieder dabei wärest und wir dich dafür gewinnen könnten, die Streicher anzuführen. Hans Werner Scharnowski hat die musikalische Gesamtleitung und schreibt auch die Arrangements.”

Mit diesem Satz war für mich klar, es geht wieder in den Bereich, der mir als klassischem Musiker fremd ist: die lautstarke Beschallung der Zuhörer, Klangtausch mit Hilfe der Technik. Mit neuen Texten, bekannten Solisten, großem Chor, Streichern, Bläsern und einer Profi Combo wird Musik eingesetzt, um die Hörer innerlich aufzuwecken und aufzuschließen. Ich sagte zu, mich einzulassen in das Miteinander zum Lobe Gottes, um gemeinsam in unserer Verschiedenheit mit den Zuhörern an den Abenden ein Stück geöffneten Himmels zu erleben.

Die Vorbereitung

Am 11. Januar 2013 konnte ich die ersten Titel, mit dem Wunsch, mich damit vertraut zu machen, als Noten aus dem Computer downloaden. Für den IMPULSE-Gottesdienst am 3. Februar in der Porsche Arena Stuttgart mit fast 6000 Plätzen waren drei Proben vorgesehen. Eine spannende Frage für mich war, wer sich als Musiker für das Orchester angemeldet hat: Profis? Studenten? Posaunenchorbläser? Freizeitmusiker(innen)? Alle waren eingeladen, sich zur Verfügung zu stellen. Inzwischen hatte ich 18 Titel, teils bis zu vier Seiten lang, zu bearbeiten. Einige

haarige Stellen in den Violinstimmen versuchte ich mit guten Bogenstrichen zu entschärfen.

Die erste Probe bestand aus Beäugen, Begrüßung und der freiwilligen Einteilung in die 1. und 2. Violine. Die Besetzung war noch nicht vollzählig gefunden und eingetroffen. Nach einem Gebet zu Beginn der Probe merkte ich schnell, dass die Streicher erstaunlich viele Titel gut bewältigten, während mehrere Blechbläser sich wohl noch auf ungewohntem Terrain befanden. Hans als Dirigent war geduldig, humorvoll und ruhig, was uns allen gut tat. Jeder spürte nach dieser Probe heilsam, dass manches doch nicht so leicht von der Hand ging.

Die zweite Probe: Neue Titel für März wurden angespielt und die letzten wiederholt. Wir wurden routinierter.

Die dritte Probe: Mir gefielen die Arrangements, wir hatten Freude und Spaß am Proben, es lief schon alles gut.

Der Impulse-Gottesdienst

Am 3. Februar haben wir uns für den IMPULSE-Gottesdienst um 16 Uhr vorbereitet. Von 9.30 Uhr bis 10.15 Uhr Soundcheck. Dazu bekam jeder Streicher ein kleines Mikrofon an den Steg gesteckt und wurde einzeln ins Mischpult eingespielt. Ab jetzt durfte die Technik mit mir und uns spielen. Nach einem Mittagessen ging es von 12.30 – 15.00 Uhr zur Durchlaufprobe mit Kamera. Wir hatten gemeinsam sechs Titel zu spielen. Alles war gut geprobt, und der Sound in Verbindung mit der Combo legte sich wohlwollend lautstark über kleine Fehler. Positiv

bemerkte ich, dass die Scheinwerfer der neuen Generation nicht mehr eine fast unerträgliche Hitze auf dem Podium verströmten. Ab 15 Uhr Einlass: Menschen füllten die Arena. 16 Uhr Beginn: Wegen der europaweiten Übertragung ist jeder Auftritt minutiös geplant und muss eingehalten werden, auch die Predigt. Es klappte auf der Bühne gut. Unser temperamentvoll lautstarkes Spiel schwappte über und regte zum spontanen Applaus an. Beglückt von diesem Gottesdienst spürten wir eine Vorfreude auf die zehn Tage Anfang März, die am Freitag, dem 1. März mit Proben beginnen sollten.

Die heiße Phase

Zu denen fahre ich dann mit 24 Titeln im Geigenkasten nach Stuttgart, um mit 38 Musikern konzentriert zu arbeiten. Die Technik und die Solisten sind gut vorbereitet. Selten müssen wir für die Kamera etwas wiederholen, aber selbst cool bleiben, wenn sie beim Spiel auf wenige Zentimeter heranfährt. Manchmal muss ich schnell und flexibel in der Probe Bogenstriche für uns Geigen verändern, um mit mehr Klang neben der Combo bestehen zu können. Von Montag bis Samstag heißt es außerdem üben. Für das Orchester ist die Zeit ab 15.45 Uhr in der Arena zum Proben vorgesehen. Bis zum Beginn der Veranstaltung um 19.30 Uhr bleibt für uns gerade noch Zeit zum Abendessen. Wir dürfen einen Fahrdienst vom Hotel in die Arena in Anspruch nehmen. In der Halle gibt es strenge Regeln: Mitarbeiterausweise werden in verschiedenen Farben ausgeteilt. Nur mit diesen um den Hals kommt man in die entsprechenden Bereiche. Circa 1500 freiwillige Helfer und Mitarbeiter sind in diesen Tagen im Einsatz. Ein Gebetskreis wechselt sich rund um die Uhr, auch mit Gebetsanliegen aus dem Internet, ab. An einem Vormittag genieße ich – nach wochenlang trübem Wetter – draußen auf einer Bank den Vorfrühling mit Sonne, blühenden Krokussen, Zitronenfaltern, und ich höre die ersten Buchfinken zwitschern. Wunderbar! RADler begegnen mir in Texten von Manfred Siebold, Christoph Zehendner, Klaus-André Eickhoff und Albrecht Gralle. An einem Abend begrüßt mich Pavlos Hatzopoulos.

Nachmittags vor der ersten Abendveranstaltung wird Ulrich Parzany wegen eines Infekts für zwei Tage in ein Krankenhaus eingeliefert. Rundfunkpfarrer Steffen Kern hat nur wenige

Stunden Zeit, sich auf das Thema und die Predigt einzulassen. Im vollen Haus sind wir dankbar, dass es ein besonderer Abend wird. Kurz darauf eine neue Herausforderung: Michael, unser hervorragender Pianist, muss kreislaufbedingt kurzfristig ersetzt werden. Hans wechselt teils vom Dirigat zum Klavier. Das bedeutet für uns: in den Taktpausen zählen und den Kontakt beim Spiel mit den anderen nicht verlieren.

Inzwischen sind wir allerdings soweit routiniert. Es läuft alles bestens.

Nach den Abendveranstaltungen ist für alle Beteiligten in der Mitarbeiteroase ein reichlicher Imbiss mit diversen Getränken (sogar Bier und Wein) bereitgestellt. Hier kommt es schnell zu neuen Kurzbekanntschaften und Gesprächen. Ich fühle mich in dieser großen fröhlichen Gemeinschaft sehr wohl. Diese schöne Abrundung des Abends können wir bis in die Nacht ausdehnen, um danach mit dem offiziell letzten Shuttle ins Hotel zu kommen.

Ulrich Parzany, mittlerweile wieder gesund, ist abends frisch und temperamentvoll. Ohne Manuskript bringt er gut rüber, was ihm wichtig ist und was er den Leuten mitgeben will. Die Arena füllt sich jeden Abend bis in die oberen Ränge neu. Am Ende konzentriert sich alles auf den Sonntagabend. Wir fangen um 10.45 Uhr mit der großen Besetzung des Orchesters an zu proben. Beglückt auch davon, dass wir in dieser Woche mit den Übertragungen etwa 1,2 Millionen Menschen erreicht haben, gibt es eine große, sehr herzliche Verabschiedung. Pro Christ ist ein Projekt, das von uns viel fordert, aber auch sehr viel zurückgibt. So hatten wir zehn Tage lang eine Atmosphäre der gegenseitigen Wertschätzung und des Respektes, obwohl es mir immer wieder schwerfiel, diese Lautstärke zu ertragen. Der Sonntagabend war gleichzeitig mein letzter aktiver Abend bei Pro Christ. Rechtzeitig abschließen, loslassen, abgeben – das sind für mich ganz wichtige Entscheidungen im Älterwerden.

Eine Woche später in Bamberg darf ich in gleicher Position in einem Konzert mit der herrlichen g-moll-Sinfonie von Mozart und in seinem Requiem mitwirken. Ich bin eigenverantwortlich für meine Tongebung und der Kirchenraum füllt sich mit unserem Klang. In diesem Konzert fühle ich mich glücklich, wieder zu Hause angekommen zu sein. ■

Burkhard Browa



Taktvoll in der Konzertrotunde

Bad Reichenhall ist eine Kurstadt im Herzen der Bayerischen Berge. Bekannt ist Bad Reichenhall vor allem durch sein Salz und als Kurzentrum. Als Kurstadt hat Reichenhall eine durchaus respektable Vergangenheit und ist auch heute noch beliebt, wenn es darum geht, etwas für die Gesundheit zu tun. Was allerdings wenigen bekannt sein dürfte, ist, dass Bad Reichenhall als Kurstadt noch ein eigenes Kurorchester hat. Bereits seit einigen

Jahren hat die Musikhochschule in München, vertreten durch Christoph Adt, Kontakte zum Orchester. Gemeinsame Projekte, auch zusammen mit Studenten, wurden erarbeitet und aufgeführt. In der letzten Ausgabe des Magazins hatten wir berichtet, dass Christoph Adt künstlerischer Leiter des Orchesters geworden ist. Thomas Nowack hat mit ihm gesprochen.

Thomas: Christoph, du bist nun seit letztem Jahr künstlerischer Leiter des einzigen Kurorchesters in Deutschland. Wie hat sich seitdem dein Terminkalender verändert?

Christoph: Der Terminkalender wurde in der Tat voller. Man muss genau hinschauen, damit alles lebbar bleibt. Das bedeutet, dass in anderen Bereichen auch Reduktion notwendig wurde. Für mich also in München.

Thomas: Wie kommt man als Musikhochschulprofessor und Vizepräsident der Münchner Musikhochschule zu einem solchen Orchesterkontakt? Man geht ja eigentlich davon aus, dass allein diese Beschäftigung schon mehr als eine 40-Stunden-Woche bedeutet.

Christoph: Wie gesagt, in Bezug auf den Terminkalender, habe ich in München etwas reduziert. Dennoch ist es in der Tat noch recht viel und es bedarf einer guten Koordinierung. Auf der anderen Seite sind aber auch wunderbare Synergieeffekte zwischen den beiden Institutionen da. Erstens kann man Solisten von der Musikhochschule dadurch leichter im Reichenhaller Orchester auftreten lassen, zweitens kann man Dirigierstudenten sowohl von der Kapellmeisterklasse als auch meiner eigenen Klasse für Kirchen- und Schulmusik dort in Workshops weiterbilden. Auf der anderen Seite befruchtet die eine Arbeit die andere. Nicht die des Vizepräsidenten (schmunzelt), aber die des Dirigierprofessors wie auch die des Dirigenten Christoph Adt. Deswegen ist es meines Erachtens notwendig, dass eine künstlerische Tätigkeit wie diese von Zeit zu Zeit der Tätigkeit eines Hochschulprofessors neue Impulse geben kann.

Thomas: Orchesterarbeit als pädagogisches Moment im Bezug auf die Einbindung von Studenten der Hochschule – wie kann man sich das praktisch vorstellen?

Christoph: Die eine Seite ist ganz einfach, ein Orchester wie die Bad Reichenhaller Philharmonie kann sich nicht oft teure Solisten leisten. Und die Solisten, die aus Meisterklassen an der Musikhochschule kommen, sind auf phantastischem Niveau, manche sind sogar so weit, dass man sagen kann, dass sie in wenigen Jahren weltweit unterwegs sein werden. Auf der anderen Seite ist es eine Tatsache, dass so gute Solisten nicht immer ein Orchester zur Verfügung haben, das sie begleitet. Dieser Umstand ist eine derart unglaubliche Win-Win-Situation, die allerdings nicht unbedingt meiner Tätigkeit als Chefdirigent bedarf – die ist schlicht da. Die pädagogische Seite liegt auf

der Hand. Es sind die Dirigierstudenten, die hier ein Praxisfeld bekommen. Der Dirigent hat dem Orchester zu helfen, seine künstlerischen Ziele zu erreichen. Und ein junger Dirigent kann das noch nicht können. Das heißt, das Orchester muss ihm beim Helfen helfen. Dies kann in Workshops geschehen. Das machen übrigens viele Orchester in Deutschland. Wir haben immerhin noch 132 öffentlich subventionierte. Dass das Orchestersterben ansonsten weitergeht, ist ja bekannt. Von diesen 132 sind sicher über 20 Orchester in eine Zusammenarbeit mit Musikhochschulen eingebunden. Von denen gibt es in Deutschland übrigens 24, die fast alle eine Dirigentenausbildung anbieten.

Thomas: Wie hat sich die Zusammenarbeit mit dem Orchester, die ja schon vor deinem Vertrag bestand, am Anfang gestaltet und was war das Herausfordernde dabei?

Christoph: Nicht jedes Orchester würde einer Zusammenarbeit mit einer Hochschule zustimmen. In Reichenhall hat es sich angeboten. Ich hatte mich in Reichenhall ja auch nicht beworben. Ich wurde zunächst gefragt, ob ich ihnen helfen kann, zunächst für ein Jahr, und jetzt hat sich das vertraglich auf vier Jahre ausgedehnt. Da hat sich halt manches einfach entwickelt. Das ist schlicht das Leben. Reichenhall im allersüdöstlichsten Zipfel der Bundesrepublik hat eine außerordentliche Möglichkeit, der Bevölkerung und eben den vielen Gäste, die in diese Region kommen, mit wirklich hervorragenden Konzerten Freude zu bereiten. Das geht übrigens bis in Kindergarten- und Schulkonzerte. Diese Art von Nachhaltigkeit pflegen wir ganz bewusst. Ich hatte erst vor kurzem ein Konzert mit 450 Kindergartenkindern. Und das war umwerfend.

Thomas: Wie schwierig ist das Pflaster in Reichenhall und was bedeutet es die Festspielstadt Salzburg um die Ecke zu haben?

Christoph: Also Salzburg um die Ecke – ich würde eher sagen Bad Reichenhall ist um die Ecke (beide lachen). Hier auf Konkurrenz zu machen, wäre vollkommen sinnlos. Wir haben ja auch eine ganz andere Aufgabe. Und wir haben tatsächlich ein ganz anderes Publikum. Wir haben nicht nur einen Kulturauftrag, sondern auch einen Kurauftrag, soll heißen, wir spielen viele, etwa 150–160, Kurkonzerte im Jahr. Das ist eine ganz spezielle Literatur. Wir führen dabei keine zyklischen klassischen Werke auf. Wenn aus klassischen Werken gespielt wird, dann sind das in der Regel Einzelsätze. Ansonsten hier mal ein Walzer, da eine Polka und dort ein Marsch. Das weiß unser Publikum. Deswegen kommt es auch. Das geht soweit, dass Leute extra im

Alter nach Reichenhall ziehen, um in der Nähe des Orchesters zu wohnen. Das gibt es bei uns tatsächlich. Das ist aber definitiv ein anderer Personenkreis als in Salzburg.

Thomas: Welche besonderen Herausforderungen sind mit der Leitung des letzten Kurorchesters in Deutschland verbunden?

Christoph: Sag bitte nicht letztes Orchester, sondern das einzige! Das ist etwas ganz anderes (beide lachen). Wir sind wirklich stolz auf dieses Alleinstellungsmerkmal. Die Herausforderung daran ist, dass man dies weiterentwickelt. Die Qualität dieser Art der Musikarbeit muss genauso hoch sein wie bei anderer Musik. Die besondere Herausforderung besteht darin, dass in jedem Konzert fast alle Stücke anmoderiert werden. Es ist zwar eine Mode in Deutschland, dass Konzerte generell mehr moderiert werden. Hier ist es der Normalfall. Die verbale Ansprache an das Publikum ist in ihrer Intensität also ein weiteres Alleinstellungsmerkmal. Die Anzahl dieser Konzerte ist so hoch, dass es gar nicht möglich wäre, für jedes dieser Konzerte eine Probe anzusetzen. Die Orchestermusiker müssen also unglaublich gut vom Blatt spielen. Wir können auch nur Aushilfsmusiker einsetzen, die hier hohe Qualität haben.

Thomas: Welche Projekte hast du dir für die nächsten Jahre vorgenommen? Was soll an Neuem entstehen?

Christoph: Neues entstand vor allem im Bereich Kirchenmusik. Für mich sind kirchenmusikalische Werke sehr wichtig. Auch in Reichenhall hat das eine wichtige Funktion. Das war bisher beim Orchester nicht so sehr im Fokus. Da muss man natürlich den oder die Kirchenmusiker vor Ort mit einbeziehen. Das heißt für mich, dass ich sehr eng mit dem evangelischen Kirchenmusiker zusammenarbeite. Mit seinem Chor haben wir zum Beispiel letztes Jahr an Weihnachten das Weihnachtsoratorium aufgeführt. Dieses Jahr werden wir das wiederholen. Und wir haben ein Konzert zum Orgeljubiläum miteinander gespielt. Andere wunderbare Projekte entwickeln wir weiter: „Thumsee brennt“ und die sogenannte „Klangwolke“. Am Thumsee, einem kleinen See in der Nähe, findet jedes Jahr eine große Open-Air-Veranstaltung mit Feuerwerk am Schluss unter dem Namen „Thumsee brennt“ statt. Da kommen sechs- bis siebentausend Leute zum Zuhören. Wenn man bedenkt, dass Bad Reichenhall ungefähr 18.000 Einwohner hat, wäre das rechnerisch ein Drittel der Bevölkerung. Klar, dass da natürlich auch viele Gäste und Bewohner umliegender Orte dabei sind. Aber die Zahl kann sich schon sehen lassen. Die „Klangwolke“ ist ein Konzertereignis,

das wir in unserem angestammten Saal spielen, das aber vom Lokalfunk übertragen wird, und zwar in alle Einkaufsläden der Stadt und auf die Strassen und Plätze und in die Wohnungen. Damit ist für zwei Stunden ganz Reichenhall von einer Klangwolke eingehüllt. Dazu stellen wir ein sehr buntes Programm zusammen. Damit man, vor allem wenn man unterwegs ist, wenn man halt aus dem einen Laden raus und in den anderen reingeht, auch Brüche irgendwie hinbekommt. Eine etwas andere Programmatik, die aber auch sehr gut ankommt. Neu eingeführt habe ich in unseren großen Abonnementskonzerten, dass wir zu den international renommierten Solisten, die sich gerne von mir einladen lassen, auch hin und wieder Uraufführungen zeitgenössischer Werke aufführen. Nach anfänglicher Zurückhaltung beim Publikum kommt nun doch so etwas wie Stolz auf, dass international bekannte Komponisten „extra“ für „ihren“ Chefdirigenten und das Orchester komponieren.

Thomas: Rund hundert Tage im Jahr zusätzliche Arbeit. Was bedeutet das im Bezug auf deine Tätigkeit in der Hochschule und die Familie?

Christoph: Ich beginne mal mit der Familie. Da die seit etwa zweieinhalb Jahren aus dem Haus ist (und wir keinen Hund haben), kann meine Frau neben ihrer Tätigkeit ab und zu mitreisen. So stimmt hier die Balance einigermaßen, sonst wäre eine solche Arbeit gar nicht zu leisten. Und an der Hochschule habe ich einerseits etwas reduziert; und andererseits gibt es heutzutage ja Telefon und Computer.

Thomas: Dann wünschen wir dir für deine weitere Arbeit alles Gute und sagen herzlichen Dank für das Gespräch. ■



Harun Kloppe | »Im Kommen« 2013 | ca. 50×35×38 cm
Themenarbeit: Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.
Skulptur aus klarem und farbigem Acrylglas

CREDO –

Felgerzyklus im Ulmer Münster

An den Pfeilern entlang zieht es meinen Blick nach oben, hin zu den gewaltigen Gewölben des Ulmer Münsters. Wir sind in der größten evangelisch Kirche Deutschlands und einer der größten Kirchen der Welt versammelt. Was für ein Raum! Angeblich kann er bis zu zehntausend Menschen fassen. Immerhin sechshundert sind heute Abend zur Eröffnung der Ausstellung „Credo“ und zur Präsentation des gleichnamigen Buches gekommen.

Viele Jahre hat Andreas Felger an seinem Bilderzyklus zum Glaubensbekenntnis gearbeitet, neunzehn großformatige Ölbilder sind zu den einzelnen Versen entstanden. An einer 40 Meter langen, weißen Stellwand werden die Bilder im Seitenschiff präsentiert. Und auf der Rückseite hat man Aquarelle platziert, die den Weg zeigen, den der Künstler bis zu diesem Tag in der Durchdringung des Credo gegangen ist. Immer wieder hat sich Andreas Felger mit dem Glaubensbekenntnis beschäftigt, es in Farben und Formen für sich durchdrungen und in Szene gesetzt. Bundestagspräsident Prof. Dr. Norbert Lammert bringt es in seiner Eröffnungsrede auf den Punkt: „Ein solches Glaubensbekenntnis ist wichtiger denn je“. Als Herausgeber hat er die Texte für den großformatigen Bildband ausgewählt: Betrachtungen zum Kern des christlichen Glaubens, geschrieben von Dichtern und Denkern aus zwölf Jahrhunderten, darunter auch christliche Mystiker und wichtige Theologen, Protestanten ebenso wie Katholiken. Auch kritische Stimmen sind darunter, denn

Norbert Lammert (Hrsg.) / Andreas Felger
Credo - Texte und Bilder zum Glaubensbekenntnis
 160 Seiten, Format 22 x 30 cm
 adeo Verlag, 2013
 ISBN: 978-3-942208-81-9
 24,99 Euro

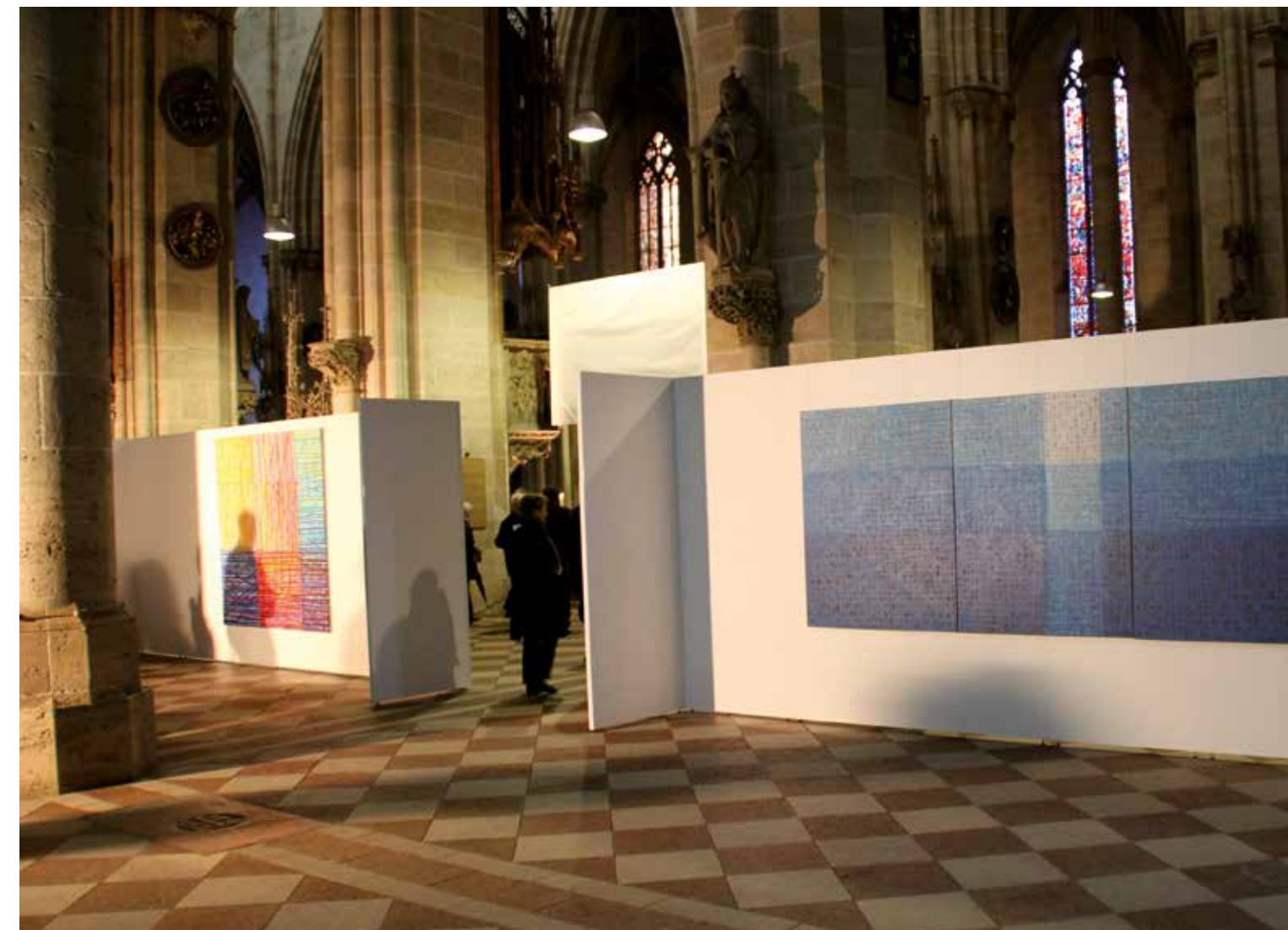


für Norbert Lammert gehören Zweifel und Glaube, Suche und Bekenntnis, immer zusammen. Das eint ihn mit dem Künstler Andreas Felger.

Ich stehe vor einem seiner Aquarelle. Das Wort „Nicht“ hat er in seiner markanten Schrift ins Bild gesetzt. Links daneben hängt ein anderes Bild, auf dem ein selbstbewusstes „Ich glaube“ steht. Die Ausstellung ist noch bis zum 15. September 2013 im Ulmer

Münster zu sehen. Im nahegelegenen Haus der Begegnung werden Aquarelle von Andreas Felger zum Thema Licht gezeigt, darunter neueste Arbeiten aus dem Frühjahr 2013. Begleitend gibt es mehrere Vorträge und Veranstaltungen zum Thema CREDO. Weitere Informationen: www.ulmer-muenster.de ■

Stefan Wiesner



„Nie wieder Miniaturen malen!“, habe ich mir letzten Winter hinter die Ohren geschrieben, nachdem ich Monate in verkrampfter Haltung über den fingergliedgroßen Persönchen meiner letzten Bilder zugebracht hatte. Und dann kam auf der RAD-Tagung die Einladung zur Ausstellung „... wie ein Senfkorn“, die im Mai 2013 im Rahmen der Baseler „Nacht des Glaubens“ eröffnet werden sollte – mit dem britischen Künstler Willard Wigan als Zugpferd. Der treibt die Bezeichnung „Miniaturkunst“ auf die (Nadel-)Spitze: seine Skulpturen passen in – und somit auch durch – ein Nadelöhr. Also die Lupe, die Lesebrille und den 000-Pinsel wieder hervorgekramt und ans Werk. Sieben Dibondplättchen im Format 10x10cm habe ich bemalt und in einem stabilen Umschlag mittlerer Größe in die Schweiz geschickt. Schließlich hatte der gut aufgelegte Zollbeamte am Telefon erklärt: „Nennen’s meinen Namen nicht, aber wenn die Kunst so klein ist, ist sie ja wohl auch nichts wert. Schicken Sie sie also ruhig einfach los!“ Die Chance, bei der Eröffnung der Schau andere Künstler zu treffen und zusätzlich noch bei einem Festival für Kunst und Kirche dabei zu sein, das mit 70 Konzerten, Dichterlesungen, Ausstellungen, Theater-, Tanz- und Filmaufführungen punkten konnte, war zu verlockend, um sie auszuschlagen: mit meiner ältesten Tochter reiste ich an, in Nebel, Dunst und Schauern. Punktgenau zur Vernissage in der Magdalenenkapelle des Münsters von Basel riss der Himmel auf und blieb die ganze Nacht offen.

Ein Bericht von
Ute Scharrer
zur Ausstellung
...wie ein Senfkorn
die im Mai 2013
im Rahmen der Baseler
„Nacht des Glaubens“
statt fand



„Vaters Haus“, Ute Scharrer, Öl auf Dibond



Die Kapelle liegt am Eingang des Münsterkreuzgangs und ist, fast in „Petersburger Hängung“, bis unter die Balkendecke mit den reich ornamentierten Epitaphien ehrwürdiger Baseler Familien aus längst vergangenen Zeiten bestückt. Längst vergangen? Na, mancher Name blitzt einem noch heute von Arzneischachteln entgegen! Hier haben die fleißigen Mitarbeiter der „Soul Works Foundation“ um Bryan Haab unsere Kunstwerke aufgereiht, an die Wand gelehnt, auf Podeste gehoben und in Schaukästchen verstaut. Elf RADler zähle ich in der Preisliste und viele haben sich zu ungewöhnlichen Lösungen inspirieren lassen von der Vorgabe, jedes Kunstwerk solle mindestens ein Senfkorn enthalten (die hatten wir im Vorfeld völlig zollfrei per Post erhalten). Daniel Schärs sonst wandfüllende Formate sind hier fast auf Handtellergröße eingedampft. Harun Kloppes in leuchtend farbiges Acrylglas geritzte Porträts bedeutender Baseler füllen sich beim Bewegen der Kästen mit den eingesperrten Senfkörnern und gewinnen an Kontur. Ein ästhetisches und intelligentes Spiel, zu dem sich viele Ausstellungsbesucher gerne auffordern lassen. Udo Matthee ermuntert mittels seines Tellers mit Senfkörnern und dem Spruch „Wage deinen Senf ...“ auf dem Löffelstiel zu mehr Widerspruchskultur. In Britta Ischkas Installation kämpfen sich die ersten Senfkeime aus der feuchten Watte. Eindrücklich erinnern sie an den unausgesprochenen Untertitel der Ausstellung, dass in den kleinsten Anfängen eine große Kraft stecken kann. Doch wie winzig und zart unsere Kunstwerke auch beschaffen sein mögen – gegen Willard Wigans Arbeit kann unsere künstlerische Motorik nur grob erscheinen. Bei ihm gewinnt der oft dahin gesagte Satz „mit bloßem Auge nicht zu erkennen“ eine neue Dimension. Seine Nadeln (und es sind tatsächlich Näh- und nicht Stopfnadeln!) sind sicher eingespannt in bauchige Glasbehälter, die auch je ein Mikroskop beherbergen. Das erst ermöglicht den Blick auf die Skulpturen. Da kann man etwa einen kleinen Krieger sehen, der sein Schwert für die Kraft der unscheinbaren Anfänge zu führen scheint. Stolz steht er auf einem Senfkorn, das durch die Linse wie ein pockennarbiger Heißluftballon wirkt. Im Auge einer weiteren Nadel scharen sich ganze zwölf Personen an einer langen Tafel um eine Dreizehnte, ein goldener Kelch macht die Runde ... Vielleicht ein Bild mehr dafür, dass eine schlichte Abendbrot-runde manchmal unvermutete Dimensionen hat. ■

Ute Scharrer

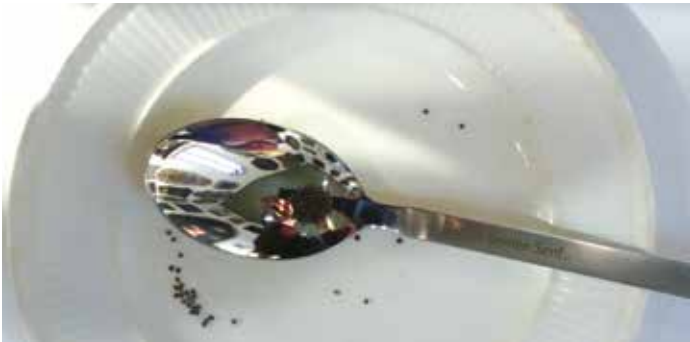
Weitere RADler, die nicht in Wort oder Bild erscheinen, aber teilgenommen haben: Anne Dubber, Kathrin Feser, Cornelia Patschorke, Nadine Seeger, Tanja und Mathias Jeschke. Organisation: Beate Rink



„Anfang“, Simone Ramshorn, Glas mit Mischtechnik auf Papier, Senfkörner



Harun Kloppes Kästen aus Acrylglas werden gern bewegt von Groß und Klein



„Wage deinen Senf“, Udo Mathee, Chromstahl und Senfkörner auf Keramik



„The Last Supper“, Willard Wigan, Kevlar



„TODESENGEL“

Theaterstück von und mit Sonni Maier

An der Eichendorffschule hat ein Amoklauf stattgefunden. Unter den Opfern ist die 16-jährige Mia. Im Himmel erstreitet sie sich eine zweite Chance: Sie darf zurück auf die Erde, 24 Stunden vor den Amoklauf – und darf versuchen, die Tat zu verhindern. Ihr Problem: Sie hat keine Erinnerung mehr an diese letzten 24 Stunden und keine Ahnung, wer zum Täter werden wird. Gemeinsam mit ihrem linkischen Banknachbarn Sandro macht sie sich auf eine fieberhafte Suche nach dem Täter und seinem Motiv – und die Uhr tickt.



Premiere: 26. April 2013

Buch und Regie: Sonni Maier

Es spielen: Sonni Maier,
Tobias Vorberg, Philipp
Wiegand, Kerstin Pollig

Es soll ja Künstler geben, die sind schnelle Brüter, musengeküsste Spontankreative von Gottes Gnaden. Denen fällt – klingelingeling – eine Idee in den Schoß, oder aber – zzzing – eine herrenlose Inspiration saust durchs Weltall und trifft sie mitten beim Unkrautjäten an den Kopf, und diese Künstler steigen aus dem Beet, wischen sich die Hände an ihrer Schürze ab und gehen direkt in ihr Atelier, wo sie die Idee zu einer atemberau-

benden Skulptur formen, in einen brillanten Prosatext gießen, zu einem bewegenden Lied verarbeiten. Danach wenden sie sich wieder dem Löwenzahn zu. Diese Künstler habe ich schon immer bewundert. Denn nein, ich gehöre leider nicht zu ihnen.

Im April feierte mein neues Theaterstück „Todesengel“ Premiere. Und nach der Aufführung kam sie, die unvermeidliche Frage, von allen Besuchern und Journalisten: „Wie lange haben Sie an diesem Stück gearbeitet?“ Beim ersten Mal bekam ich einen Hustenanfall, weswegen ich das Interview leider abbrechen musste. Naja, vielleicht habe ich auch nur so getan. Beim zweiten Mal gelang es mir, das Gespräch geschickt in Richtung Wetter umzulenken. Beim dritten Mal schließlich räusperte ich mich ausgiebig, was leider nur bedingt gegen meine kirschroten Ohren half, und grummelte sie leise und schnell in meinen nichtvorhandenen Bart, die Wahrheit: „Äh, tja, ziemlich genau vierzehn Jahre und sechs Tage.“

Rückblende!

Ein Tagebuch der Entstehung meines Theaterstücks „Todesengel“, aber, ehrlich gesagt, alles im Nachhinein aufgeschrieben. Ich führe doch nicht 14 Jahre lang Tagebuch, bin ich wahnsinnig?!

20. April 1999: Fassungslos sitze ich vor dem Fernseher. Auf dem Bildschirm flimmern die grobkörnigen Aufnahmen einer Überwachungskamera der Columbine High School in Littleton: Amok. Zwei schwerbewaffnete Jugendliche stürmen in die Cafeteria ihrer Schule. Schüler fliehen in Panik. Schüsse fallen. Ich bin siebzehn Jahre alt, genauso alt wie die beiden Täter, und ihr Verbrechen verfolgt mich bis in den Schlaf. Meine Klassenkameraden fühlen ähnlich, noch Tage danach sitzen wir schweigend in der Pausenhalle. Könnte so etwas auch an unserer Schule passieren? Was macht einen Teenager zum Amokläufer? Ich bin ein kreativer Mensch, und in mir reift ein Entschluss: Ich muss diese Fragen künstlerisch verarbeiten.

14. Juli 1999: Auf der Suche nach Antworten beginne ich zögernd das Thema einzukreisen: In der Schülerzeitung veröffentliche ich eine Kurzgeschichte, in der ich einen Schüler an unserem Allgäuer Kleinstadtgymnasium Amok laufen lasse. Auf den Skandal, den diese Geschichte verursacht, bin ich aber nicht vorbereitet: Noch am selben Tag werde ich zum Direktor zitiert, der Text darf nur zensiert erscheinen, und ich muss zusätzlich ein Vorwort schreiben, in dem ich klarstelle, dass ich nicht vorhabe, Amok zu laufen. Ich bin fassungslos. Wieso soll das Thema totgeschwiegen werden? Zugegebenermaßen war es vielleicht

nicht so geschickt, in der Ich-Perspektive zu schreiben, aber spätestens jetzt ist mein Ehrgeiz geweckt: Das ist mein Thema!

2000: Passiert erstmal nichts.

30. Oktober 2001: Nach meinem Abitur und einer Odyssee durch verschiedene Praktika und Gelegenheitsjobs steht mein Entschluss fest: Ich will Theatermacherin werden! Und ich will das, was mich bewegt, in Theaterstücken verarbeiten. Zum Beispiel dieses Amokthema, das mich nicht loslässt.

26. April 2002: In Erfurt erschießt der Schüler Robert S. 17 Menschen und bringt das Thema Amoklauf auch in die Köpfe der Deutschen. Ich fange an, Material zu sammeln, Artikel, Bücher und Filme. Alles lese ich, will verstehen, nachvollziehen, einen Zugang finden.

2003: Ich sammle ...

2004: ... und sammle ...

2005: ... und gehe geistig immer mehr mit „meinem“ Thema schwanger. Habe ich erwähnt, wie sehr ich die musengeküssten Spontankünstler beneide?

20. November 2006: Ich bin immer noch schwanger. In Emsdetten läuft derweil Sebastian B. an seiner Schule Amok.

2007: Inzwischen brüte ich konkreter. Wie kann man das Unfassbare auf die Bühne bringen? Über den Schrecken sprechen, ohne ihn zu verbreiten oder gar zu glorifizieren? Mir fehlt der Zugang, die zündende Idee, eine Story. Ich brauche wenigstens eine Form!

22. August 2008: Ja, da ist sie! Die Form! In der Zwischenzeit habe ich das Theaterstück „Gretchen reloaded“ geschrieben und produziert und dabei meine Form gefunden. Das Theaterstück soll sich an Jugendliche richten, ich will es direkt an Schulen aufführen und an eine präventiv-pädagogische Nacharbeit koppeln. Fehlt nur noch eine Story.

11. März 2009: In Winnenden tötet Tim K. 15 Menschen und sich selbst. Ich habe das Gefühl, die Zeit läuft mir davon. Schüler laufen weiter Amok, während ich verzweifelt auf eine Muse warte. Mann! Während ich alles zur Tat von Winnenden lese und sammle, fällt mir plötzlich ein Titel zu: „Todesengel“. Keine Ahnung, welche Story sich dahinter verbergen mag, aber ich weiß plötzlich: So soll mein Theaterstück heißen!

18. Mai 2010: Auftritt mit „Gretchen reloaded“ im bayrischen Amberg. Beim pädagogischen Nachgespräch stellt ein Lehrer eine Frage, die mir noch nie gestellt wurde: „Was wird ihr nächstes Theaterstück sein?“ Zu meiner eigenen Verblüffung höre ich mich sagen: „Ich plane ein Theaterstück zum Thema Amok an Schulen.“ Nach der Aufführung steht der Lehrer an der Bühne und reicht mir eine Visitenkarte: „Ich bin Fachbeauftragter für Schulsicherheit und arbeite in der Amokprävention. Wenn Sie Ihr Stück fertig haben, melden Sie sich bitte bei mir.“ Argh! Eine offene Tür! Aber ich habe doch noch gar nichts! Was soll ich tun?

31. August 2011: Irgendwie habe ich das Gefühl, ich muss mir selbst in den Hintern treten. Aus einer Laune heraus beantrage ich deshalb Fördergelder beim Kulturamt meiner Stadt. Zu meinem großen Schrecken werden mir tatsächlich 4000 Euro bewilligt! Zweckgebunden für die Produktion von „Todesengel“ innerhalb der nächsten 24 Monate. Als ich aus meiner Ohnmacht wieder erwache, checke ich den Status quo, was etwa fünf Sekunden dauert: Ich habe Geld und einen Titel, aber immer noch keine Story! Und damit kein Drehbuch, keinen Ansatzpunkt ... argh!

3. Oktober 2011: Ich erzähle meinem Schauspielkollegen Tobias von meiner Situation. Ich hätte jetzt gerne ein mitfühlendes Tätscheln, vielleicht auch nur eine Schulter für gelegentliche panische Heulkrämpfe. Stattdessen vollführt er eine ominöse Geste direkt vor meiner Nase und grinst mich an: „Stell dir vor, hier ist eine Klinke. Die putze ich gerade.“ Meine Güte! Jetzt habe ich Geld, einen Titel und einen Mitspieler. Aber die Story!! Um Himmels willen, die Story!

2. Mai 2012: Ich bin abermals schwanger mit meinem Projekt und brüte und brüte. Welche Story verbirgt sich hinter dem Titel „Todesengel“? Wo sind die himmlischen Inspirationen, wenn man sie braucht? Alle meine Beete sind inzwischen gejätet, ohne den kleinsten Zzzing. Und dann, plötzlich, kommt es, das Klingdingeling. Unter der Dusche. Arglos, an nichts Besonderes denkend. Plötzlich macht es Wuusch und Zakkk und dann ist es so, als ob in meinem Gehirn ein Seil hängt. Und ich weiß: Ich darf mich jetzt nicht bewegen, muss nur an diesem Seil ziehen, und die ganze Story wird Stück für Stück daran herunterkommen. Als ich nach zwanzig Minuten tropfend die Dusche verlasse, grinse ich das halbdebile Zwei-Millionen-Dollar-Klingdingeling-Grinsen: Ich hab sie, die Story! Nach dreizehn Jahren bin ich jetzt Ready to Go!

15. Juli 2012: Eine winzige Studentenbude mitten in Berlin. Hier habe ich mich für zwei Wochen eingemietet und schreibe, schreibe, schreibe. Von morgens bis abends. Schreiben fällt mir nicht leicht. Ich muss mich deshalb selbst überlisten: Zwei Wochen völlig freie Zeit, eine fremde Wohnung in fremder Umgebung, kein Internet, voluminöse Schokovorräte als Gehirndoping, und gegen den Horror des leeren Blatts hilft mir Schreibmentor Patric Tavanti. Der besucht mich jeden Abend in meiner Eremitenhöhle und liest sich meine Ergebnisse des Tages durch. Und ein leeres Blatt vorzuzeigen, wäre mir einfach zu peinlich. Also schreibe ich! Am Schluss sind die Wände des Zimmers vollgepflastert mit Skizzen, Szenenübersichten, Querverweisen und Nummerierungen, ich habe zwei Kilo zugenommen, von Schaffensrausch bis Schreibblockade alle Extreme durchgestanden und beim Schreiben des Showdowns vor lauter innerer Anspannung sogar Nasenbluten bekommen. Und jetzt schreibe ich die magischen vier Buchstaben: E-N-D-E! Mein Script ist fertig!



12. August 2012: Jetzt kann es so richtig losgehen: Castingtime! Tobias und ich spielen „Deutschland sucht den Superstar“ und lassen Bewerber für die beiden noch offenen Rollen vorsprechen. Für die Rolle der „Hülya“ haben sich fast dreißig Schauspielerinnen beworben. Bei den Männern läuft es schleppender: Erst magere vier Bewerbungen für die Rolle des „Sandro“. (Vorschau: Diese Rolle werden wir erst Mitte Dezember besetzt haben, was mich wieder fast an den Rand des Nervenzusammenbruchs bringt.)

30. November 2012: Ernüchterung macht sich breit. Alle eingereichten Förderanträge sind zurückgekommen – fast alle ohne Begründung abgelehnt. Ich werde den Eindruck nicht los, dass mein Thema zu heiß ist – oder zu kalt? Muss es erst wieder einen großen Amoklauf in Deutschland geben, damit Gelder locker gemacht werden? Ich muss nun auf jeden Fall den Tatsachen ins Auge blicken: Statt der benötigten 27.000 habe ich nur 4.900 Euro. Aber nach dreizehneinhalb Jahren das Projekt abbrechen? Dann muss ich das Geld eben selbst aufbringen. Jetzt wird beinhart gerechnet; gestrichen, wo es geht, und den Rest kratze ich schwitzend irgendwie zusammen.

20. Januar 2013: Kann bei diesem Projekt auch mal irgendwas glatt laufen? Eine Polizeihauptkommissarin, der ich mein Stück zu lesen gegeben hatte, hat mir eine begeisterte Referenz für meinen Flyer geschrieben. Doch nachdem die Flyer gedruckt sind, kommt auf einmal wieder ein Skandal um die Ecke. Der Fall „Todesengel“ geht bis in die Landesbehörden, einige Polizeiobere haben plötzlich Bedenken. Amok in einem Theaterstück für Jugendliche, das darf nicht sein! Ich fühle mich ins Direktorenzimmer meiner

Schulzeit zurückversetzt: Wieso wird das Thema totgeschwiegen? Und genau wie damals entdecke ich meine Bockigkeit und meine unfassbare Sturheit als meine große Stärke. Jetzt erst recht!

1. Februar 2013: Probenbeginn! Ich kann es kaum glauben. Nach so langer Zeit wird mein Projekt konkret, fassbar. Schauspieler sprechen meine Zeilen, mein alter Traum wird lebendig. Wir vier Darsteller – Kerstin, Philipp, Tobias und ich – erarbeiten im Team das große Thema. Und jetzt beginnt die große kreative Stoßzeit, alles, was eine Theaterproduktion ausmacht, dieses berauschende Konglomerat so vieler Künste: Bühnenbilder werden entworfen, Musik komponiert, Kostüme zusammengestellt. Eine Soundtrack-CD wird produziert, Plakate designt, Requisiten gebaut, Lichtstimmungen programmiert. Pressekonferenzen, Studioaufnahmen, Werbung für die Premiere.

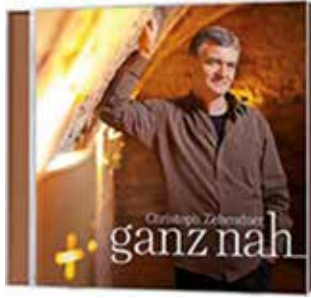
26. April 2013: Nach – tatsächlich – genau vierzehn Jahren und sechs Tagen ist es fertig. „Todesengel“, mein Theaterstück. 260 Zuschauer sind gekommen und feiern das Ergebnis. Nachdem ich die letzten drei Monate hauptsächlich von Adrenalin gelebt habe, erlebe ich diese eine Stunde auf der Bühne wie im Rausch. (Inklusive des dazugehörigen Katers am Morgen danach, versteht sich.) Ich bin erschöpft, glücklich, verwirrt, dankbar, müde und euphorisch. Und in diesen einmaligen Stimmungsmix höre ich sie schon, die unvermeidliche Frage: „Wie lange haben Sie an diesem Stück gearbeitet?“

Ihr musengeküssten Spontankreativen von Gottes Gnaden! Macht weiter so! Ich habe schon eine Idee für mein nächstes Theaterstück – wir hören uns in vierzehn Jahren. ■

Sonni Maier



Für alle, die sich nach tiefer Geborgenheit bei Gott sehnen: Die Lieder der neuen CD von **Christoph Zehendner** bereiten den Weg in die Stille vor Gott. Schon viele Jahre steht er für Gebetslieder, die von Christen in verschiedensten Gemeinden geschätzt und gerne gesungen werden. Dieses Album enthält sowohl bekannte als auch neue Lieder aus seiner Feder. Darunter echte Klassiker wie „Er hört dein Gebet“ und „In der Stille angekommen“. Weitere Höhepunkte sind Interpretationen beliebter Choralmelodien mit neuen Texten. Gemeinsam mit dem Gitarristen und langjährigen musikalischen Gefährten Peter Schneider entstand ein Album mit Liedern, die Frieden verbreiten und den eigenen Gebeten musikalischen Ausdruck verleihen. Neben zarter Gitarre erklingen Bass, Percussion, Geige, Sopran Sax, Klarinette und Akkordeon. Die Stimmen von Andrea Adams-Frey und Natasha Hausammann sorgen für zusätzliche Atmosphäre. Diese Einladung, Ruhe zu finden, nimmt man gerne an. Sie führt zu neuen Erfahrungen mit dem Gebet und mit dem Vater im Himmel. Weitere Informationen und Hörbeispiele gibt es unter <http://www.christoph-zehendner.de/cds/ganz-nah.html>.



Ganz nah

Aktuelles im „Kultur-WertRaum“

„In Beziehung“ heißt das Thema von Sybille Burrer. Ausgestellt werden Skulpturen und Grafiken. Zu sehen ist alles bis zum 06.12.2013. Nähere Infos unter www.kulturwertraum.org.

Neue Räume

Seit dem 13. Februar sind die Guten Botschafter in Köln unter einer neuen Adresse erreichbar. Nur 600 Meter entfernt vom alten Büro, immer noch im schönen Belgischen Viertel, ist man in die Spichernstraße 44 umgezogen. Auch die Telefonnummer hat sich geändert und lautet jetzt 0221-977617-0.



Red Dot für Lepels Google Office in Düsseldorf

Das in der letzten Ausgabe vorgestellte Google Office wurde mit dem begehrten Designpreis ausgezeichnet. Die Leitidee „Men of Steel & Girls of Pleasure“ wird über thematische Räume vermittelt, die das lokale Flair spiegeln. Die vielfältigen Assoziationen mit dem Standort Düsseldorf, die durch Identitätsmerkmale des Ruhrgebietes bereichert werden, reichen von Brauhaus, Stahl, Werkstatt, Karneval über den Rhein bis zu Kunst und Industriekultur: Die außen liegenden open-space-Bereiche werden als Werkstatt interpretiert und durch Licht und entsprechende Materialien inszeniert. Sie reflektieren Offenheit und bieten Freiraum für die eigene Gestaltung. „Men of Steel“. Die innenliegenden funktionalen Räume haben starke thematische Zuweisungen – wie beispielsweise der Besprechungsraum „Kunsthalle“, oder das Bistro „Brauhaus“ – und Farben von glamourös bis poppig – „Girls of Pleasure“.



Theolino – zum Zweiten

Im vorletzten Journal hatte Britta Lennardt ausführlich über ihr Theolino-Projekt berichtet. Im April diesen Jahres ging es nun in die zweite Runde. Nach den Osterferien begann für Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren wieder das zehn Wochen dauernde Projekt. Im geschützten Raum einer Projektgruppe wurde ein Bühnenstück entwickelt und

anschließend aufgeführt. So konnten Kinder ihrer Fantasie Flügel wachsen lassen und spielerisch grundlegende soziale und persönlichkeitsbildende Fertigkeiten üben, denn: Schauspielunterricht ist Selbstbewusstseins- und Präsentationstraining. Neu in diesem Jahr war die Förderung sozial benachteiligter Kinder durch Paten. Geförderte Kinder zahlten nur 25 Euro.



Für RADler mit eigenem Atelier oder Büro war es bisher schwierig zu entscheiden, welche Adresse man online einträgt, um nach außen sichtbar zu werden. Oder aber man möchte seine Privatadresse nicht der Öffentlichkeit zugänglich machen. Aus diesem Grund hat das Onlineteam nun in den persönlichen Daten die Möglichkeit geschaffen, eine offizielle und eine private Adresse zu hinterlegen. Nur die offizielle wird in Zukunft nach außen angezeigt werden können, und auch dies nur, wenn man das möchte. Es ist natürlich auch möglich, hier nur die Postleitzahl und die Stadt anzugeben. Dann wählt google maps allerdings nur einen vordefinierten, aber unkonkreten Kartenpunkt im Bereich der eingegebenen Postleitzahl.

Unsere Mailingfunktion gibt immer wieder Anlass zu Nachfragen, warum sie nicht zu funktionieren scheint. Die Antwort ist relativ einfach. Wir haben bewusst eine Zeichenbegrenzung eingebaut. Damit das in Zukunft deutlich wird, erscheint jetzt ein Warnhinweis beim Überschreiten der Zeichenzahl. Wer Veranstaltungen und andere Informationen einstellen möchte, sei ohnehin auf die Pinnwand, bzw. die News verwiesen. Diese sind speziell dafür ausgelegt. Die Mailingfunktion ist dafür nicht vorgesehen.

RADwebseite mit weiteren Neuerungen

TYP Color 20 Jahre jung

Ende 2012 nach dem Redaktionsschluss unseres letzten Magazins wurde TYP Color 20 Jahre alt.

Rainer Wälde schrieb dazu (Auszüge): „Die Geschichte von TYP Color beginnt im Herbst 1992: Bettina Wälde absolviert in der Schweiz ihre Ausbildung der Farb- und Stilberatung und beginnt in ihrer Heimatstadt Braunfels zuerst Frauen und später auch Männer in Stilfragen zu beraten. Ihr erstes Studio eröffnet sie in einer kleinen Einliegerwohnung. Das ist zumindest den Braunfelder Stadtnachrichten eine kurze Meldung wert. Der Name „TYP Color“ taucht bereits in dieser Ankündigung auf und wird zwei Jahre später als Warenzeichen geschützt. Was im Herbst 1992 noch niemand ahnt: Aus den bescheidenen Anfängen entwickelt sich ein Netzwerk von Beratern, das nicht nur im deutschsprachigen Europa Zehntausende von Menschen inspiriert und in ihrer Persönlichkeit stärkt. Ein Jahr nach der Gründung von TYP Color erscheint das erste Buch „Bekennen Sie Farbe“, das in kurzer Zeit zum Bestseller wird, 1994 beginnt die erste Ausbildung Farb- und Stilberatung. 1998 erkrankt Bettina Wälde an Krebs. Obwohl sie selbst stark von der Krankheit gezeichnet ist, ermutigt sie, Ja zu ihrem eigenen Aussehen zu sagen: „Gott hat sich die Mühe gemacht, jeden Menschen einzigartig – als Unikat – zu erschaffen. Deshalb sind Sie eine unverwechselbare und einmalige Persönlichkeit. Schauen Sie sich einmal ganz bewusst im Spiegel an und versuchen Sie, Gott dafür zu danken, dass er Sie wunderbar gemacht hat.“ Bettinas Leben endet 1998 nach 37 Jahren – ihre Überzeugung, dass jeder Mensch ein einzigartiges Original ist – lebt in den zweitausend Typberatern weiter, die bis heute die TYP Color Ausbildung absolviert haben.

Matthias Brender neuer Geschäftsführer bei Bibel TV

Die Gesellschafterversammlung von Bibel TV wählte in ihrer Sitzung am 14.06.2012 den Betriebswirt und RADler **Matthias Brender zum Geschäftsführer** des größten deutschsprachigen christlichen Fernsehsenders. Seit dem 1.2.2013 hat er die Nachfolge von Gründungsgeschäftsführer Henning Röhl angetreten. „Ich freue mich, die Führung des Senders in bewährte Hände legen zu können. Matthias Brender kennt den Sender aus seiner Zeit bei Bibel TV sehr gut. Mit seiner Wahl ist gewährleistet, dass Deutschlands erster christlicher Fernsehsender auch weiterwachsen wird“, kommentiert Henning Röhl die Wahl. Wir wünschen für die neue Herausforderung alles Gute.

Kinder, Kinder....



Fast ein Christkind wurde Ophelia Sarah Häussler. Sie kam am 13. Dezember, um 10.04 Uhr zur Welt, wog 3.760g und war 51 cm groß.

Am 28. Februar 2013 kam dann Amelia Flavia Burkhardt auf die Welt. Anette schreibt: „Wir sind sehr glücklich und dankbar, sie gesund in unseren Armen zu halten“.



Am 03. März erblickte dann Emma-Li Leins das Licht der Welt. Als Steiß- und Sternenguckerlage kam sie doch auf dem natürlichen Weg hier an und erfreut sich bester Gesundheit.



Ebba heißt der Nachwuchs im Hause Hosche und ist am 4. September 2012 zur Welt gekommen. „Sie wog stolze 4120 Gramm und ist kerngesund, was meinen Mann Laslo und mich sehr glücklich macht.



Am Mittag, den 19. Juni um 12.40 Uhr stahl eine kleine junge Dame dem US-Präsidenten am Brandenburger Tor die Show ... Judith und Benjamin Stoll freuen sich riesig und sind dankbar, dass Jada-Banu Stoll quietschfidel und kerngesund in Berlin-Charlottenburg zur Welt gekommen ist.

Herzliche Glückwünsche allen Familien aus der RADfamilie.

Filmpreis David

Das zweite Novemberwochenende 2014 steht ganz im Zeichen von Filmen und Fernsehsendungen, die auf überzeugende, lebendige und kreative Weise christliche Werte transportieren und zeigen, wie mit audiovisuellen Medien unsere Gesellschaft verändert werden kann. Denn am 8. November wird in Bad Urach erneut der christliche **CFF FILMPREIS DAVID** verliehen. Geplant war die Preisverleihung allerdings ursprünglich für dieses Jahr. Nun wird der überkonfessionelle Filmpreis 2014 zum sechsten Mal verliehen. Erneut werden Beiträge in den Kategorien „Fiktional“, „Non-Fiktional“ sowie „Kinder- und Jugendfilm“ ausgezeichnet. Zudem wird zum zweiten Mal der journalistische Nachwuchspreis „Primus Truber“ der Evangelischen Medienhaus GmbH, Stuttgart, verliehen. Neben der Preisverleihung lockt im kommenden Jahr ein besonderes Highlight Filmschaffende aus dem

gesamten deutschsprachigen Raum in die schwäbische Provinz. Denn bereits am Freitag, dem 7. November 2014 startet ein Drehbuch-Intensivworkshop mit dem bekannten Drehbuchautor und Grimme-Preisträger Christoph Silber. Auf dem anderthalbtägigen Workshop erhalten die Teilnehmer die Chance, mit dem durch seine Arbeiten für Kino und Fernsehen bekannten Autor (etwa Münster Tatort und Kinofilmen wie Nordwand und Goodby Lenin) und Professor für Drehbuch an der La Sierra University, Kalifornien, eigene Stoffe weiter zu entwickeln und viel von dem erfahrenen Profi zu lernen. Die ausführliche Workshop-Ausschreibung sowie alle Termine rund um den 6. CFF FILMPREIS DAVID auf der Website des CFF FILMPREISES DAVID unter www.filmpreisdavid.de zu finden.

(Quelle: CFF Filmpreis – Gerald Birckenstock)



red dot design award
winner 2012

Quorum QS12xx

Leicht und trotzdem standfest, spielerisch filigran mit hohem Sitzkomfort, das ist die Kurzbeschreibung des QS12. Man sieht ihm seine Nachhaltigkeit an, seine Stapelbarkeit nicht. Das kantige, klare Design prägt das charaktervolle Produkt. Gezielt eingesetzte Radien, überwiegend an den Außenkanten der Grundelemente, sind das Augenzwinkern des QS12.

Die schwebende Sitzschale verleiht ihm auch optisch die Leichtigkeit, die im Kontext der jungen Gastronomie und Systemgastronomie selbstverständlich ist.

Mehrwert des QS12 ist seine Gestaltungsvielfalt. Neben der leichten Variante mit durchbrochener Rückenlehne ist ein geschlossener Rücken erhältlich, der das Produkt erdet und mehr Rückenhalt bietet. Die Oberflächen von Sitz und Rücken können klassisch in Holz und in bunten Laminatfarben bestellt werden. Eine gepolsterte Ausführung bietet noch höheren Sitzkomfort und steht für Behaglichkeit und Dekor mit einer sportlichen Note. Diesen Stuhl hat Andreas Rieker entworfen.



Vom 30.5. – 2.6. fand in der Gutenbergstadt Mainz wie alle zwei Jahre die internationale Buchmesse der Kleinverlage und künstlerischen Handpressen statt. Mit Papierkunst und anderen Arbeiten dabei: die drei Rad-Künstler Reinhard Klink, Harun Kloppe und Siegmur Rehorn.



„Wollt ihr euch ein Tier wünschen?“ fragt TZMOK unseren mittleren Sohn Cornelius. Hinter der Abkürzung verbirgt sich nicht etwa ein russischer Geheimagent, der mittels codierter Sprache die Losung des Tages fordert, sondern sie steht für *Tiere Zeichnen Mit Ohne Kucken*. Und so entsteht binnen Sekunden ein blind gezeichneter Löwe. „Versuchs mal selbst“ ist die abschließende Aufforderung. Der Besucher stellt schnell fest, dass es hier vielen Ausstellern ein Hauptanliegen ist, sich und andere in Bewegung zu setzen. Ein Künstler erklärt uns, wie unsere Söhne seine Steckkunstwerke für die Streichholzschachtel nachbauen könnten, es sei ganz leicht. Wir kaufen trotzdem welche – für den Fall, dass etwas schief gehen sollte.

Kaffee selbst zu kochen scheint weniger leicht – die Schlange beim Biobäcker ist mit Abstand die längste ... Hinter dem Kaffeestand und äußerst sehenswerten Papierarbeiten von Alexandra Deutsch entdecken wir schließlich die drei Stände mit Werken von Rad-Künstlern.

Bei **Harun Kloppe** wird es interaktiv: Wie bei einem Geduldsspiel können Senfkörner über in Acrylglas eingravierte Konturen geschüttelt werden, die zu den Gesichtern theologisch bedeutsamer Persönlichkeiten gehören. Je nach Senfkornsegen erscheint so die Brille Dietrich Bonhoeffers mal stärker konturiert, mal schwächer. Neben Buchobjekten und schönen Postkarten bieten Skulpturen aus Acrylglas an diesem Stand ein optisches und haptisches Erlebnis.



Kyrie, Halleluja: bei **Siegmur Rehorn** leuchten u.a. Elemente der Liturgie auf, in Schablonentechnik auf handgeschöpftes Papier gebracht. Felsenfest in ihrer Präsenz, als hätten sie Jahrhunderte überdauert, und gleichzeitig frisch, lebendig und kommunikativ. Ob das hier ironisch

gemeint sei, will eine Frau wissen und scheint sichtlich beruhigt, dass es sich bei den Arbeiten nicht um versteckte Religionskritik handelt. Aha!



Viele kleine und farbenfrohe Zeichnungen und Radierungen gibt es bei **Reinhard Klink**, der uns besonders auf die musikalischen Anspielungen in seinen Werken aufmerksam macht – eine erstaunliche Vielzahl von Tasten, Tönen und Trompeten lässt sich entdecken, zum Teil als scharfsinnige Illustration neben satirischen Gedichten. Insgesamt also eine fächerübergreifende kleine Ausstellung.

Schließlich reihen wir uns doch noch ein in die Schlange am Kaffeestand, deren Länge in keinem direkten Verhältnis zur Güte des Produkts steht – zwischen Gehalt und Umsatz besteht nicht immer ein sinnlich wahrnehmbarer Zusammenhang. Ach! ■

Angelika Raff

„Rente sich wer kann“

Das unfaire Spiel für die ganze Gesellschaft.

Die Kampagne für mehr Familiengerechtigkeit.

Wie kann man mit einer Kampagne ein schwieriges sozialpolitisches Thema öffentlich machen, über das sich die Leittragenden bis lang noch garnicht empören. Denn die Ungerechtigkeit in den Sozialsystemen gerade bei der Altersvorsorge für Alleinerziehende oder für Familien mit Kindern schreit nach Ansicht des Familienbundes der Katholiken zum Himmel. Wenn man erst mal versteht, wie der Staat dieses Thema verschleierte und seit Jahren Beschlüsse des Bundesverfassungsgerichtes in der Umsetzung aussitzt, mag man diese Ansicht teilen. Der Familienbund der Katholiken bat die Spezialisten für Positionierungsdesign „Gute Botschafter“ eine Kampagne zu entwickeln, die das erklärungsbedürftige Problem verständlich macht, PR-Relevanz erzeugt und leicht multiplizierbar macht.

Der Familienbund führt zum Thema zunächst inhaltlich aus: „Der demographische Wandel macht uns bewusst, dass unsere Alterssicherung ohne Kinder keine Chance hat. Aber wie wird die Erziehungsleistung der Familien bewertet, die mit ihren Kindern die Zukunft erst möglich machen? Wir meinen: viel zu gering. Eltern – vor allem Mütter – die für die Kindererziehung im Beruf kürzer treten, sind stark von Altersarmut bedroht. Und Eltern und Kinderlose mit gleichem Einkommen zahlen Rentenbeiträge in gleicher Höhe, obwohl Eltern zusätzlich für ihre Kinder und damit für künftige Beitragszahler sorgen. Das ist nicht fair. Familien tragen doppelt zur Rentenversicherung bei. Übrigens: Auch das Bundesverfassungsgericht ist dieser Meinung.

Die „Guten Botschafter“ setzten das aktuell geltende Sozialversicherungsgesetz für die Altersvorsorge in das System des bekannten Spielsystems „Mensch ärgere dich nicht“ um. „Gesellschaftsspiele leben davon, dass absolute Gleichberechtigung und Gleichbehandlung aller Spielteilnehmer herrscht. Was würde passieren, wenn wir ein Spiel erfinden würden, dass gerade durch die ungerechten Spielregeln seine Wirkung erzeugt. Zunächst ein ungewöhnlicher Spielansatz, aber auch ein spannendes Spielkonzept, dass für viele Aha-Erlebnisse sorgen könnte!“, so Michael Buttgerit, der das Projekt bei den „Guten Botschaften“ verantwortet hat. Es ist erstaunlich gut gelungen, Spielregeln zu entwickeln, die zum einen das Spiel wirklich spielbar machen und zum anderen vertiefende Erkenntnis über die eigene Lebenswirklichkeit zur Altersvorsorge ermöglicht. In der heißen Phase zur Bundestagswahl 2013 wird das Spiel in den Postfächern der Bundestagsabgeordneten landen und durch eine PR-Maßnahmen unterstützt. Lediglich eine Internetseite begleitet die Kampagne. Die Besonderheit der Kampagne sind die extrem begrenzten Budgetmittel. Deshalb war es wichtig ein größtmögliches Momentum mit wenig Aufwand sicher zu stellen.

Ein Spielplan mit Spielregeln sollte diesem Heft beiliegen. Sollte er fehlen, so kann der Spielplan beim Familienbund der Katholiken unter dem Stichwort „Rente sich wer kann“ kostenlos bestellt werden. Ein Spieleabend mit anschließender reger Diskussion im Freundeskreis ist damit garantiert.

„Rente sich wer kann“ ist eine Kampagne des Familienbundes der Katholiken.
www.familienbund.org

Konzept und Realisation:

Gute Botshafter
Spezialisten für Positionierungsdesign
www.gute-botschafter.de



„Solange sich die Kinderlosen überhaupt nicht am finanziellen Kindesunterhalt beteiligen, gebührt die im Rahmen des Generationenvertrages erbrachte Alterssicherung ausschließlich den Eltern; die übrige Bevölkerung müsste für ihr Alter durch sonstige Vorkehrungen, z. B. eine Lebensversicherung, vorsorgen.“

Paul Kirchhof, ehemaliger Richter am Bundesverfassungsgericht

Gemeinsame Rechtewahrnehmung durch Autoren und Verlage in Frage

Ein Urteil des Landgerichts München 1 vom 24.05.2012 lässt aufhorchen. Darin hatte die zuständige Kammer entschieden, dass ein Verzicht im Voraus auf die gesetzlichen Vergütungsansprüche durch den Urheber im Bezug auf erlaubnisfreie, aber vergütungspflichtige Werknutzungen nicht möglich ist. Dieses ist aber derzeit gängige Praxis in den meisten Verträgen und führt damit möglicherweise zu einer zweimaligen Abtretung von Rechten. Die durch das aktuelle Urteil entstandenen Rechtsunsicherheiten werden bis zu einer endgültigen Klärung Auswirkungen in Bezug auf die Ausschüttungen haben. Einbehalte oder Auszahlungen unter Vorbehalt der Rückforderung sind die Folge. VG Wort, wie GEMA haben entsprechendes Vorgehen bereits erkennen lassen. Die VG Wort reagierte auf das Urteil sogar so verunsichert, dass sie alle Ausschüttungen an die Autoren zurückstellte, bis die zuständige Aufsichtsbehörde, das Deutsche Patent- und Markenamt, wieder grünes Licht gibt. In einer Pressemitteilung der VG Wort vom 22. Juni hieß es: „Das Deutsche Patent- und Markenamt wird ... innerhalb der nächsten Wochen mitteilen, ob gegen die anstehende Ausschüttung an Autoren und Verlage Bedenken bestehen ... Bis das Ergebnis ... vorliegt, wird die VG WORT ... keine Ausschüttungen vornehmen und auch keine Aussagen bezüglich der Höhe von Ausschüttungen treffen können.“ Zum Redaktionsschluss lagen noch keine weiteren Informationen über den Sachstand vor. (Quelle: DRMV Musikernews 2/2012 und eigene Recherchen)

YouTube versus GEMA – weiter kein Ende der Auseinandersetzungen in Sicht

Für gescheitert hat die GEMA nun die Verhandlungen mit Google in Bezug auf YouTube erklärt. Gleichzeitig wurde Google im Rahmen einer Abmahnung aufgefordert in Zukunft den Informationsverweis auf die GEMA bei gesperrten Videos zu unterlassen. Gleichzeitig lässt die Verwertungsgesellschaft durch die Schiedsstelle beim Deutschen Patent- und Markenamt die Angemessenheit der geforderten Mindestvergütung klären. Der Streit um diese Vergütung begann bereits 2009 und hatte zur Folge, dass eine Vielzahl von Musikclips nicht mehr zu sehen ist. (Quelle: DRMV Musikermagazin 04/2012)



GEMA – Tarifreform – vorläufig Übergangslösung gefunden

Der vor allem durch den Deutschen Hotellerie- und Gaststättenverband befeuerte Aufstand gegen die geplante Tarifreform ist vorerst abgewendet. Präsentiert wurde eine Übergangsvereinbarung, die eine pauschale Anhebung der Tarife um fünf Prozent bis Ende März 2013 und eine weitere Erhöhung um zehn Prozent ab dem 1. April vorsieht. Die teilweise heftig geführte Diskussion, die auch mit spektakulären Aktionen, etwa einer bundesweiten fünfminütigen Musikpause in Diskotheken und Clubs, geführt wurde, findet damit ein vorläufiges Ende. Die Justizminister von Bund und Ländern diskutieren die Reform auf ihrer Frühjahrstagung. Bis zum Redaktionsschluss lagen noch keine Informationen vor.

(Quelle: spiegel.de, sr-online.de und eigene Recherchen)

GEMA – Petition – vorläufiges Ende einer unendlichen Geschichte

Das Ergebnis der parlamentarischen Prüfung der eingereichten GEMA-Petition, zu der auch wir euch aufgerufen hatten, liegt seit Ende letzten Jahres vor und kann so zusammengefasst werden. Im Kern musste sich der Petitionsausschuss darauf beschränken zu prüfen, ob die gesetzliche Prüfung durch das Deutsche Patent- und Markenamt ausreichend funktioniert. Allerdings hat er der GEMA auch deutlich gemacht, weiter-

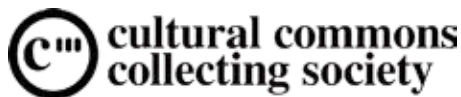
gehende Forderungen, die nicht gesetzlich gefordert sind, im eigenen Interesse ernst zu nehmen. Dabei spielte vor allem der Umstand eine Rolle, dass diese Forderungen aus unterschiedlichen Lagern an den Petitionsausschuss herangetragen worden waren. Im Einzelnen bemängelte der Ausschuss die bestehenden Ungleichheiten im Innenverhältnis der Mitglieder. Hier war sogar die Rede davon, dass seitens der Staatsaufsicht auf eine Umsetzung einer angemessenen Wahrnehmung der Belange nichtordentlicher Mitglieder gedungen werden müsse. Auch das Pro-Verfahren war Bestandteil der Petition. Im Kern monierte der Ausschuss, wie auch schon das BGH, dass das gewählte Verfahren zur Wirksamkeit in die Satzung aufzunehmen sei. Mittlerweile gilt, wir berichteten in der letzten Ausgabe, das neue Inka-Verfahren. Abschließend ist zu sagen, dass der Petition fast vollumfänglich entsprochen wurde. Die bereits eingeleiteten Reformen seitens der GEMA (Inka, Verbesserung bei der Mitsprache nichtordentlicher Mitglieder) sprechen für sich.

(Quelle: Deutscher Bundestag, DRMV Musikermagazin 4/2012 und eigene Recherchen)

■ C3S – eine neue GEMA?

Insider wissen es schon länger. Nach dem rechtlichen Vorbild der GEMA (wirtschaftlicher Verein) planen eine Reihe von Aktiven aus allen musikalischen Sparten eine zweite deutsche Verwertungsgesellschaft. Mittlerweile erhält die C3S genannte Initiative kontinuierlich mehr Unterstützung. Mit dem rechtlichen Vorbild endet allerdings bereits jede Ähnlichkeit mit der GEMA. C3S will allen Mitgliedern die größtmögliche Freiheit bei der Nutzung ihrer Werke garantieren. Das Zauberwort dafür heißt unter anderem Creative-Commons-Lizenzen. Dies ermöglicht dem Urheber, frei darüber zu entscheiden, wo ihn die C3S vertritt und wo er dies selber tut. Eine Möglichkeit, die durch ein EUGh Urteil aus den späten Siebzigern des vorigen Jahrhunderts eigentlich auch der GEMA gut zu Gesicht stünde. Ein transparenter Abrechnungsschlüssel soll ein weiterer Unterschied zur GEMA sein, außerdem die grundsätzliche Gleichberechtigung aller Mitglieder. Ob dies Realität werden kann, wird aber durch das Deutsche Patent- und Markenamt in München entschieden und liegt an einer Reihe von Voraussetzungen, die derzeit durch die Aktiven geklärt werden. Dazu zählt auch die Mitwirkung von Künstlern, die bereit sind, sich durch die neue Verwertungsgesellschaft vertreten zu lassen. Alle Infos unter www.c3s.cc.

(Quelle: C3S)



■ art but fair – Künstler wehren sich

Unter dem Schlagwort „art but fair“ ist vor kurzem eine Künstlerinitiative, zunächst auf Facebook, an den Start gegangen, die sich gegen die Unterbezahlung von Künstlern auf deutschsprachigen Bühnen, bzw. bei deutschsprachigen Produktionen und im gesamten deutschsprachigen Raum (vor allem Deutschland, Schweiz und Österreich) zur Wehr setzen will. Begonnen hat das alles mit einer Facebookseite, die der Theologe und Inhaber einer kleinen Künstleragentur, Johannes Maria Schatz, im Februar hochgeladen hatte. Unter dem Titel „Die traurigsten & unverschämtesten Künstler-Gagen & Auditionerlebnisse“ berichten Künstler dort von zum Teil haarsträubenden Erlebnissen aus diesem Bereich. Nachdem sich auch Künstler aus der Oberliga zu Wort gemeldet und Missstände öffentlich gemacht haben, steht mittlerweile eine Vereinsgründung unmittelbar bevor. Die goldenen Regeln für ein faires Miteinander, die das Gütesiegel artbutfair in Zukunft ausmachen sollen, sind bereits in einer Beta-Version online. Alle Infos dazu unter www.artbutfair.org.

(Eigene Recherchen)



■ Kulturetat des Bundes um 8% gestiegen

Der Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages hat noch im letzten Jahr zusätzlich 100 Millionen Euro für die Kultur bewilligt. Damit stieg der Haushalt von Kulturstaatsminister Bernd Neumann für das laufende Jahr um gut acht Prozent. Der Bund übernahm damit erneut eine Vorbildfunktion für Kulturförderung in Deutschland, die besonders den Kommunen und Ländern eine Mahnung sein sollte. Alle Länder hatten in ihren Haushalten für 2013 Einsparungen im Kulturbereich vorgenommen.

(Quelle: Deutscher Kulturrat)

■ Kultur bildet

Mit einem neuen Magazin zur kulturellen Bildung namens „kultur bildet“ ist der deutsche Kulturrat seit letztem Jahr auf dem Markt. Seit dem 13. Februar 2013 ist das gleichnamige Internetportal online. Die Internetplattform hat das Ziel, zum einen die an kultureller Bildung interessierte Öffentlichkeit regelmäßig mit aktuellen Informationen zu Angeboten und Akteuren der kulturellen Bildung zu versorgen. Zum anderen richtet sich die Dialogplattform Kulturelle Bildung an einen Expertenkreis, um den fachlichen Diskurs zur Kulturellen Bildung weiter voranzutreiben und die gewonnenen Erkenntnisse wiederum der Zivilgesellschaft zur Verfügung zu stellen. Dies dient der Vernetzung von Zivilgesellschaft, Stiftungen, Kirchen, Kommunen, Bund und Ländern. Weitere Informationen findet man unter: www.kultur-bildet.de.

(Quelle: Deutscher Kulturrat)



■ Ehrenamt zählt immer mehr

Ende letzten Jahres traten für Vereine eine Reihe von neuen Verordnungen in Kraft, die auch im Bezug auf das kulturelle Leben positiv ausfallen sollten. So wurde beispielsweise die sogenannte Übungsleiterpauschale von derzeit 2.100 Euro im Jahr auf 2.400 Euro im Jahr angehoben. Auch die Ehrenamtspauschale wurde von 500 Euro auf 720 Euro angehoben. Ehrenamtlich Engagierte, die eine solche Pauschale von ihren Vereinen erhalten, brauchen bis zu den genannten Summen keine Sozialversicherungsbeiträge und Steuern abführen. Weiter gab es Erleichterungen bei der Haftung der ehrenamtlichen Vereinsvorstände. Außerdem gibt es künftig eine rechtsverbindliche Bescheinigung für gemeinnützige Vereine, dass ihre Satzung den Vorgaben der Abgabenordnung entspricht. Ausschließlich für Sportvereine gibt es eine weitere Erleichterung. Für sie wird die Umsatzgrenze ihres Zweckbetriebs von 35.000 Euro auf 45.000 Euro angehoben. Das ist schön für den Sport, wäre aber noch schöner, wenn auch andere Vereine davon profitieren könnten.

(Quelle: Deutscher Kulturrat)

■ Steuerstreit für Musikschulen, Kunsthandel und andere kulturelle Berufe entschärft

Im Finanzausschuss des Deutschen Bundestages ist offenkundig eine Einigung erzielt worden, die Leistungen von privaten Musik- und Tanzschulen nicht mit 19 Prozent Umsatzsteuer zu belegen. Das Jahressteuergesetz, ansonsten für den Kulturbereich von nachrangiger Bedeutung, enthielt im letzten Jahr einige Überraschungen. Nicht nur, dass die bereits seit längerem angekündigte Abschaffung des ermäßigten Umsatzsteuersatzes für den Kunsthandel darin festgelegt wird; private Musik, Tanz- und Ballettschulen wurden aufgeschreckt, künftig ebenfalls ihre Leistungen mit 19 Prozent Umsatzsteuer belegen zu müssen. Diese Regelung hätte zu einer deutlichen Kostensteigerung des privaten Musikunterrichts geführt mit der Gefahr, dass Schüler sich diesen Unterricht nicht mehr leisten können. Es ist sehr positiv, dass im Finanzausschuss des Deutschen Bundestages diesbezüglich noch im alten Jahr ein Rückzieher erfolgte. Klargestellt wird ferner, dass das Taschengeld für die Teilnehmer von Jugendfreiwilligendiensten und anderen zivilen Freiwilligendiensten steuerfrei ist. Das betrifft im Kulturbereich die Teilnehmer am Freiwilligen Sozialen Jahr Kultur, der Freiwilligendienste Weltwärts und Kulturweit sowie des Bundesfreiwilligendienstes, der teilweise auch im Kulturbereich absolviert wird. Mit Blick auf den Kunsthandel ist eine sehr gute Kompensationslösung gefunden worden. Aus europarechtlichen Gründen muss der ermäßigte Umsatzsteuersatz für den Kunsthandel abgeschafft werden. Es wird jedoch als Ausgleich eine Pauschal-margenbesteuerung von 30 Prozent, wie sie in Frankreich üblich ist, eingeführt. Sehr positiv ist, dass für das Jahr 2013 noch der ermäßigte Umsatzsteuersatz von 7 Prozent gilt und die Neuregelung erst ab 2014 angewandt wird. Damit hat der Kunsthandel ein Jahr Zeit, um die Veränderung entsprechend vorzubereiten. Nicht erfreulich ist hingegen die Tatsache, dass Bühnenregisseure und -choreographen, die an öffentlichen Bühnen arbeiten, künftig der Mehrwertsteuerpflicht unterliegen. Eigentlich war geplant einer Entscheidung des Bundesfinanzhofes, nach der Bühnenregisseure und -choreographen 19 Prozent Mehrwertsteuer abführen müssten, im Rahmen der Änderung des Umsatzsteuergesetzes entgegen zu wirken. Dies gelang bei der abschließenden Sitzung im März diesen Jahres leider nicht.

(Quelle: Deutscher Kulturrat)

■ Kultur ins Grundgesetz

Am 28. September letzten Jahres fand im Deutschen Bundestag eine hochkarätige Debatte zur Aufnahme von Kultur bzw. von Sport im Grundgesetz statt. In anderthalb Stunden wurde von Kultur-, Rechts- und Sportpolitikern das Für und Wider dieser Grundgesetzänderung abgewogen. Diskutiert wurden der Gesetzentwurf der SPD-Fraktion „Aufnahme von Kultur und Sport in das Grundgesetz“, der Antrag der Fraktion Die Linke „Kultur gut stärken – Staatsziel Kultur im Grundgesetz verankern“ und der Antrag der Fraktion Die Linke „Die Förderung des Sports ist Aufgabe des Staates“.

Auch wenn sich gut ein Jahr vor der Bundestagswahl der Verdacht aufdrängte, dass die SPD-Bundestagsfraktion den Antrag in den Deutschen Bundestag einbrachte, wohl wissend, dass die CDU/CSU-Bundestagsfraktion nicht zustimmen wird, war es keine Schaufensterdebatte. Die Redner der SPD-Bundestagsfraktion unterstrichen, dass sie ihren Gesetzesentwurf als ein Gesprächsangebot verstanden wissen wollen. Sie zeigten Offenheit für Änderungen am Gesetzesentwurf. Die Redner der FPD-Bundestagsfraktion erinnerten insbesondere an ihren Gesetzesentwurf zur Verankerung des Staatsziels Kultur im Grundgesetz in der letzten Wahlperiode und an entsprechende Parteitagebeschlüsse der FDP, in denen die Einführung des Staatsziels Kultur befürwortet wird. Auch die Partei Die Linke setzte sich mit Verve für das Staatsziel Kultur ein und unterstrich, dass man auch für gemeinsame parlamentarische Vorstöße offen ist. Bei Bündnis 90/Die Grünen wurde die Spaltung vieler Fraktionen, in die Rechtspolitiker auf der einen und die Kultur- bzw. Sportpolitiker auf der anderen Seite deutlich. Ähnlich gespalten scheint die CDU/CSU-Bundestagsfraktion zu sein.

Die Debatte im Deutschen Bundestag zeigte, beim Staatsziel Kultur geht es wirklich um was. Hier wird keine Verfassungslyrik betrieben. Alle Redner erklärten unisono, dass Kultur in Deutschland eine herausragende Bedeutung hat und des Schutzes und der Förderung bedarf.

(Quelle: Deutscher Kulturrat)

■ Freihandelsabkommen mit Ausnahme für Kultur und Medien

Am 23. Mai entschied das Europäische Parlament für das EU-USA-Freihandelsabkommen (Transatlantic Trade and Investment Partnership – TTIP) eine Ausnahme für den Kultur- und Mediensektor zu machen. Im Entschließungsantrag wurde formuliert, das Europäische Parlament „hält es für unerlässlich, dass die EU und ihre Mitgliedstaaten die Möglichkeit wahren, ihre Politik im kulturellen und audiovisuellen Bereich zu erhalten und weiterzuentwickeln, und zwar im Rahmen ihres Besitzstandes an Rechtsvorschriften, Normen und Übereinkommen, fordert daher, dass die Ausklammerung von Diensten mit kulturellen und audiovisuellen Inhalten, auch online, im Verhandlungsmandat eindeutig festgehalten wird.“ Diese klare Haltung des Europäischen Parlaments markiert, dass die EU-Parlamentarier die „UNESCO-Konvention über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“ in ihre handelspolitischen Entscheidungen einbeziehen. Damit unterstreichen sie die Bindungswirkung dieses völkerrechtlichen Dokuments.

Der EU-Handelsministerrat wird am 14. Juni in Dublin über das Verhandlungsmandat der EU entscheiden. Dabei werden die wesentlichen Pflöcke für die danach stattfindenden Verhandlungen zwischen der EU-Kommission und den USA eingeschlagen.

(Quelle: Deutscher Kulturrat)

■ Urheberrecht – zum ersten

Unter dem Titel „Ausverkauf des geistigen Eigentums?“ erschien in „Die Politische Meinung, (9/2012) 514“ eine umfassende Artikelsammlung hochkarätiger Autoren zur aktuellen Einschätzung des Urheberrechts. Autoren sind u.a. Ferdinand Melichar, ehemaliger Vorsitzender des Fachausschusses Urheberrecht des Deutschen Kulturrates und langjähriges Mitglied des Sprecherrates, der Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, Olaf Zimmermann, und Gerhard Pfennig, Sprecherratsmitglied des Deutschen Kulturrates der Sektion Deutscher Kunstrat. Die Artikel sind online unter www.kas.de/wf/de/35.363/ zu finden.

(Quelle: Deutscher Kulturrat)

■ Urheberrecht – zum zweiten

In einem Positionspapier „Zur Zukunft des Urheberrechts“ stellt der Deutsche Kulturrat den Konsens der im Kulturrat vertretenen verschiedenen Akteure des Kulturbereichs vor.

Die neun Schwerpunkte aus dem Positionspapier lauten:

1. Der Deutsche Kulturrat ist der Überzeugung, dass der Schutz des Urhebers und seines Werks sowie sein Recht, über das Ob und Wie der Nutzung zu entscheiden, ein unverrückbarer Grundsatz des Urheberrechts ist.

2. Der Deutsche Kulturrat fordert, dass mehr als zehn Jahre nach Inkrafttreten das Urhebervertragsrecht vom Gesetzgeber ergebnisoffen evaluiert wird. Aus dieser Evaluierung müssen möglichst schnell Konsequenzen gezogen werden.

3. Der Deutsche Kulturrat fordert dazu auf, die Schrankenregelungen zu Gunsten von Bildung und Wissenschaft auf eine mögliche Vereinfachung hin zu überprüfen und soweit erforderlich neue Lizenzierungs- und Vergütungsmodelle zu diskutieren. Hierbei darf die angemessene Vergütung der Urheber nicht in den Hintergrund treten. Weiter ist angemessen zu berücksichtigen, dass es Werke gibt, die ausschließlich für den Bildungs- und Wissenschaftsbereich hergestellt wurden.

4. Der Deutsche Kulturrat fordert, den erforderlichen Rechtsrahmen zu schaffen, um unter Einbeziehung der Verwertungsgesellschaften die Nutzung von verwaisten und vergriffenen Werken in Bibliotheken und Archiven sowie der Deutschen Digitalen Bibliothek zu ermöglichen.

5. Der Deutsche Kulturrat setzt sich für eine Verbesserung des bestehenden Systems der Geräte- und Speichermedienvergütung u.a. durch die Einführung einer Hinterlegungspflicht für gesetzliche Vergütungsansprüche ein. Ferner sind neue gesetzliche Vergütungsansprüche für Werknutzungen neuer Formen z.B. im Rahmen des cloud computing zu prüfen.

6. Der Deutsche Kulturrat fordert, die Kompetenz der Verwertungsgesellschaften für neue Vergütungsmodelle vermehrt zu nutzen und ihre Position zu stärken. Die Aufgaben der Verwertungsgesellschaften nach dem Urheberrechtswahrnehmungsgesetz müssen auch unter Geltung einer zukünftigen EU-Richtlinie beibehalten werden können.

7. Der Deutsche Kulturrat ist der Auffassung, dass ein verständlicher Text des Urheberrechtsgesetzes in der digitalen Welt unumgänglich ist.

8. Der Deutsche Kulturrat ermutigt die Unternehmen, weiter in neue Geschäftsmodelle zu investieren, um die Breite und Vielfalt von Angeboten im Internet zu vergrößern. Der Deutsche Kulturrat fordert die Schaffung eines verlässlichen Rechtsrahmens, um solche Investitionen zu ermöglichen und zugleich den Schutz der Interessen von Urhebern und Leistungsschutzberechtigten zu gewährleisten.

9. Der Deutsche Kulturrat ist der Auffassung, dass es dringend effektiver Regelungen zur Rechtsdurchsetzung im internationalen Kontext bedarf. Hierzu gehört in besonderem Maße eine verstärkte Haftung der Host-Provider bei Urheberrechtsverletzungen. Weiter sind die Anbieter von Bezahlssystemen gefordert, Maßnahmen zu ergreifen, damit sie nicht zur Bezahlung illegal angebotener Inhalte genutzt werden.

(Quelle: Deutscher Kulturrat)

RADschläge

Ausstellungsempfehlungen, wie immer höchst subjektiv, tendenziös und ergänzungsbedürftig. Vorgestellt von Siegmara Rehorn



Max Ernst | Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen: André Breton, Paul Éluard und dem Maler, 1926, Öl auf Leinwand, 196 × 130 cm | © 2013, ProLitteris, Zürich

BASEL-RIEHN

Fondation Beyeler

noch bis 8. September 2013

Max Ernst – Retrospektive

Eine Retrospektive mit mehr als 160 Werken zeigt die Bandbreite des erfindungsreichen Wahlfranzosen Max Ernst (1891–1976). Chronologisch geordnet, lässt sich seine Entwicklung vom Dadamax zum Surrealisten und Erfinder unterschiedlichster Techniken und Motivwelten nachverfolgen. Zu sehen ist auch das ehemalige Skandalbild von 1926, «Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind», mit dem sanft geröteten Hinterteil des Knaben, der seinen Heiligenschein verloren hat. Die katholische Kirche wertete dies als Blasphemie und exkommunizierte Max Ernst.

VENEDIG

55. Internationale Kunstausstellung

La Biennale di Venezia 2013

noch bis 24. November 2013

Der deutsche Beitrag dieses Mal im französischen Pavillon in den Giardini mit: Ai Weiwei, Romuald Karmakar, Santu Mofokeng Dayanita Singh



Maurizio Cattelan | Auflage von 3 Exemplaren sowie 2 Epreuves d'Artiste von Untitled, 2007, Präparierte Pferde | Foto: Serge Hasenböhler, Basel

BASEL-RIEHN

Fondation Beyeler

noch bis 8. Oktober 2013

Maurizio Cattelan – Kaputt

Maurizio Cattelan ist einer der meistdiskutierten Künstler unserer Zeit. Bereits seit den 1990er-Jahren erstaunt und überrascht er das Publikum und die Kunstwelt mit seinen Skulpturen. Sein facettenreiches Schaffen zeichnet die Paradoxe und den Irrsinn unserer Gesellschaft auf sowie den Kampf des Individuums, seinen Platz darin zu finden. Kritisch und humorvoll, dabei immer tiefgründig, setzt er sich mit einer Vielfalt von Themen auseinander. Vor zwei Jahren hat sich Maurizio Cattelan mit einer groß angelegten Retrospektive mit dem Titel «All» im New Yorker Guggenheim-Museum vom Kunstbetrieb verabschiedet. Natürlich glaubte ihm das niemand so richtig. Dass Cattelan nun in der Fondation Beyeler so etwas wie seinen Wiedereinstieg oder gar eine Renaissance feiern sollte, schürte die Erwartungen natürlich. «Sein Projekt in der Fondation Beyeler, ... wird nicht zuletzt deshalb mit großer Spannung erwartet», schrieb das Museum in einer Vorankündigung. Das Resultat ist eine Plastik aus dem Jahr 2007: Ein präpariertes braunes Pferd, das mit dem Kopf hoch oben in der Museumswand steckt und dessen muskulöser Körper hilflos und jämmerlich herunter hängt. Es scheint so, als ob das Pferd ungestüm in die Wand gesprungen und dort hängen geblieben sei. Die Besonderheit: in Riehen gibt es dieses Pferd jetzt fünf Mal.



Bas Jan Ader (1942 – 1975), Fall 2, Amsterdam 1970 (Dokumentation), 16 mm Filmproduktion, schwarz-weiß, ohne Ton
© Mary Sue Ader-Andersen / Bas Jan Ader Estate at the Patrick Painter Gallery

HAMBURG

Hamburger Kunsthalle

Galerie der Gegenwart, Sockelgeschoss

noch bis 11. August 2013

Besser scheitern (Film & Video)

Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat das Scheitern einmal als das große Tabu der Moderne bezeichnet. Erfolg und Karriere, Leistung und Gewinnmaximierung sind in unserer heutigen Gesellschaft mehr denn je gefragt. Für Niederlagen, Misserfolg, Verlust, Ernüchterung und Desillusionierung bleibt wenig Raum. Doch ist das Scheitern nur Misslingen? Oder kann sich aus der scheinbaren Niederlage nicht zugleich etwas ungeahnt Neues, Anderes entwickeln?

In der Kunst war das Scheitern schon immer eng mit der Kreation und dem künstlerischen Schaffensprozess verbunden. »Wieder versuchen / Wieder scheitern / Besser scheitern« schrieb der irische Schriftsteller Samuel Beckett, der sich bei seiner Deutschlandreise vor rund 75 Jahren besonders gern und ausgiebig in der Hamburger Kunsthalle aufhielt. Gemäß seinem Credo präsentiert die Kunsthalle in dieser Ausstellung Videoräume und Filme von den 1960er Jahren bis heute, die in bewegten Bildern den vielschichtigen Aspekten des Scheiterns nachgehen: Spielerisch, lustvoll, tragisch, komisch, trauernd, überraschend.

Beteiligte Künstlerinnen und Künstler: Marina Abramović, Vito Acconci, Bas Jan Ader, Francis Alÿs, John Baldessari, Guy Ben-Ner, Tacita Dean, Rineke Dijkstra, Tracey Emin, Jeanne Faust, Fischli & Weiss, Ceal Floyer, Annika Kahrs, Steve McQueen, Bruce Nauman, Christoph Schlingensief, Gillian Wearing.



© rosalie; Fotos: Wolf-Dieter Gericke

LEIPZIG

Museum der bildenden Künste

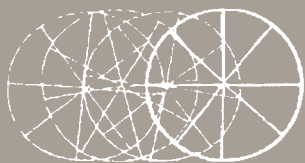
noch bis 15. September 2013

Weltschöpfer– Richard Wagner, Max Klinger, Karl May mit Räumen von rosalie

Geboren sind sie in Sachsen: Richard Wagner 1813 in Leipzig, Max Klinger 1857 in Leipzig und Karl May 1842 in Ernstthal. Doch was verbindet eigentlich Wagners Opernwerk „Ring des Nibelungen“ mit Mays Abenteuer-ergeschichten und Klingers druckgrafischen Zyklen? Erstmals soll in einem übergreifenden Werkvergleich der bildgewordene Vorstellungskosmos dieser drei Sachsen präsentiert und in Dialog zur romantisch besetzten Landschafts- und Historienmalerei des 19. Jahrhunderts gesetzt werden. Wagners nordische Heldengestalten und Götter, Klingers oft zwischen Tagtraum und Albtraum lebenden Existenzentwürfe und Mays exotische Helden und Desperados agieren in Landschaftsräumen, die wiederkehrend Stimmungsbilder zeichnen und dramatische Handlungsabläufe akzentuieren. Diese emotionale „Besetzung“ von Natur wird anhand von etwa 80 Gemälden, Zeichnungen und Druckgrafiken veranschaulicht – darunter zahlreiche Leihgaben aus international bedeutenden Sammlungen.

In drei aufwendig inszenierten Rauminstallationen der Künstlerin rosalie wird eine Vision vom Gesamtkunstwerk in zeitgenössischer Form aufgegriffen und für den Besucher erlebbar.

D A S



R A D

Impressum

DAS RAD – Gemeinschaft künstlerisch
arbeitender Christen e.V.
(Eingetragen beim Amtsgericht Mainz
Registerblatt VR 40220)

Geschäftsstelle

Senftstraße 4, 81541 München
Telefon: 0 89/41 07 41-07, Telefax: -08
www.dasrad.org, mail@dasrad.org
Leiter der Geschäftsstelle: Thomas Nowack

Vorstand

Siegmar Rehorn, 1. Vorsitzender
Monika Lepel, Stellvertreterin
Andreas Junge, Stellvertreter

Leitungskreis, Fachgruppen- leiterinnen und -leiter:

Monika Lepel (Architektur), Dietmar Filter
(Architektur), Reinhard Lepel (Architektur),
Siegmar Rehorn (Bildende Kunst), Karl Imfeld
(Bildende Kunst), Klaus Kreischer (Darstellen-
de Kunst), Hanna Steidle (Darstellende Kunst),
Matthias Jeschke (Medien), Tanja Jeschke (Medien),
Andreas Junge (Design), Almut Schweitzer-Herbold
(Design), Markus Pletz (Fotografie/Film), Albrecht
Gralle (Medien), Simone Ramshorn (Bildende
Kunst), Helmut Schmidt (Bildende Kunst), Man-
fred Siebald (Medien), Uwe Zeutzeim (Musik),
Markus Gück (Musik), Annedore Wienert (Musik)
Dieses Magazin wird herausgegeben von
„DAS RAD e.V.“ und erscheint unregelmäßig.

Redaktion: Gerrit Pithan (redaktion@dasrad.org),
Siegmar Rehorn, Thomas Nowack, Albrecht Gralle,
Andreas Junge

Wir danken den Kreativen dieser Ausgabe:

Gestaltung: Kristina Dittert, Maike Heimbach, Judith
Karwelies, Harun Kloppe, Andreas Junge, Lubica
Rosenberger, Ursula Stephan (*Hinweise zu Gestal-
tern auf jeder Seite – alle anderen: jungepartner.de*)

Text: Eva-Maria Admiral, Anne Albers-Dahnke,
Ulrich Arndt (Fulbert Steffensky), Burkhard Browa,
Esther Hanna Bürger, Lena Franke, Albrecht Gralle,
Renate Groß, Judika Dragässer, Beate Hartmann,
Tanja Jeschke, Klaus Kreischer, Joschi Krüger, Sonni
Maier, Udo Mathee, Thomas Nowack, Katharina
Philipp, Gerrit Pithan, Beate Poldermann, Siegmar
Rehorn, Elisabeth Rex, Edeltraud Rupek, Anke
Schupp, Anita Sieber-Hagenbach, Bodo Maria
Woltiri, Stefan Wiesner

Druck: rainbowprint

Auflage dieser Ausgabe: 500 Exemplare

RAD

Buchempfehlungen

(Literaturagenten sind wir auch!)

Pierre Bost

Ein Sonntag auf dem Lande

Roman

Aus dem Französischen von Rainer Moritz

Dörlemann Verlag, Zürich 2012.

160 Seiten, geb.

16,90 Euro

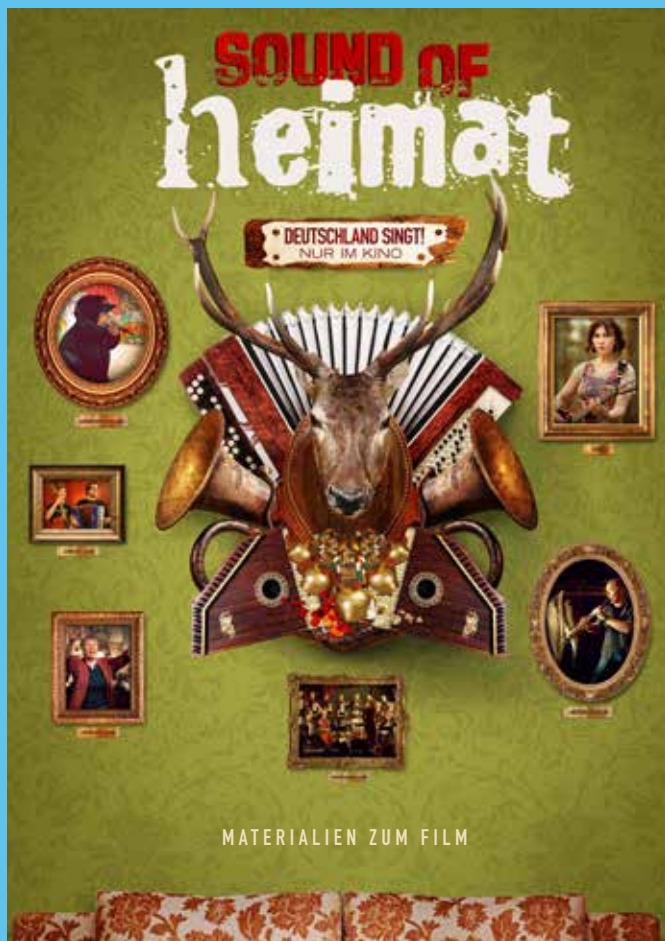
Heimat verbinden wir mit dem Sommer und dem Garten, mit müßigen Mittagsstunden, in denen man nur das träge Summen von Fliegen hört. 1945 schrieb Pierre Bost so eine Idylle, die dann natürlich doch ihre kleinen Brüche und Risse hat. Der zweitklassige, spätimpressionistische Maler Urbain Ladmiral lebt hoch betagt auf dem Land. An den Sonntagen besucht ihn sein Sohn mit Frau und Enkeln, und an diesem Sonntag, den der Roman schildert, besucht ihn auch seine Tochter Irène, die nur selten kommt. Bost schildert die Rituale der Familie und des Sommers, den Kirchenbesuch, das sonntägliche Essen, menschliche Hoffnungen und Enttäuschungen, die Zeichen der Vergänglichkeit und den Stillstand der Zeit. Der Roman ist ein sensibel geschriebenes kleines Schmuckstück, das Bertrand Tavernier 1984 in einen wunderschönen Film gleichen Titels umgesetzt hat.

Gerrit Pithan



RAD Filmempfehlungen

(denn ins Kino geht der Mensch auch ab und an)



Sound of Heimat

Es gibt Filme, die man gerne gesehen hätte. Wenn man die Chance verpasst hat, versucht man sich die DVD zu besorgen. Leider kann das richtig schiefgehen, wenn der Film, weil er nicht genügend Zuschauer gefunden hat, in dieser Form auf sich warten lässt. Trotzdem will ich diesen besonderen „Heimatfilm“ hier empfehlen ohne ihn bis jetzt ganz gesehen zu haben.

In diesem musikalischen Roadmovie begibt sich der neuseeländische Musiker Hayden Chisholm nämlich auf die Spuren der „deutschen Volksmusik“ – auf eine Entdeckungsreise quer durch Deutschland. Als Fremder mit unverstelltem Blick auf die deutsche Kultur und mit offenem Ohr für die Texte und Melodien

moderner und traditioneller Musiker trifft er auf eine lebendige Vielfalt regionaler Bräuche und Aktivitäten. Dabei beleuchten die Regisseure Arne Birkenstock und Jan Tengeler auch die in Deutschland so weit verbreitete ambivalente Haltung zur Volksmusik und dem eigenen Heimatverständnis: Themen, welche durch die vergangene Ideologisierung und die „Heile Welt“ des Musikantenstadls vielerorts in Vergessenheit geraten sind. Unbeschwert spielt, singt und tanzt Hayden Chisholm mit dem „GewandhausChor“ in Leipzig, der Kneipentruppe „Singender Holunder“ und den Hip-Hoppern um „BamBam Babylon Bajasch“ in Köln, der Jodel-Lehrerin Loni Kuisle im Allgäu, den Bands um die Bamberger Partyreihe „Antistadl“, den Schwestern um das Volksmusik-Kabarett „Wellküren“ in Bayern oder der Rocksängerin Bobo in Sachsen-Anhalt. Auf wen auch immer der neuseeländische Musiker Hayden Chisholm bei seiner Entdeckungsreise trifft, stets eröffnet er uns überraschende und erstaunliche Einblicke in die kreative und lebendige Vielfalt zeitgenössischer deutscher Volksmusik. Das wird schon im Trailer, der online unter www.soundofheimat.de verfügbar ist deutlich. Nebenbei widerlegt er so einige Vorurteile über die angebliche Verstaubtheit und Heimmattümelei und zeigt uns, wie viel Freude wir Deutschen an Musik und Gesang haben. Natürlich ist der Begriff Volksmusik dabei sehr weit gefasst. „Volxmusik mit x ist wie Rock’n Roll“ heißt es da beispielsweise im umfangreichen Filmheft, das extra aufgelegt wurde, um den Film auch im Unterricht einsetzen zu können.

Es gibt übrigens noch das ein und andere Kino, in dem er im Rahmen von Matineen zu sehen ist. Auch bei mir in der Nähe habe ich ihn jetzt wieder entdeckt und werde ihn baldmöglichst ansehen. Wer sich diesbezüglich informieren will, der sei noch mal auf die Webseite verwiesen. Hier kann man sich den Trailer ansehen und umfangreiches Material herunterladen. Außerdem gibt es eben einen Kinofinder, der zeigt in welchem Kino Sound of Heimat aktuell noch läuft. Und kurz vor Redaktionsschluss wurde doch tatsächlich noch vermeldet, dass er jetzt auch auf DVD erhältlich sein soll. Ab Ende Juni war er käuflich im Handel erwerbbar. ■

Thomas Nowack

Etwas, das allen
in die
Kindheit scheint
und
worin noch niemand
war: Heimat
(E. Bloch)